

VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 42.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 30. Oktober 1893.

Vierteljährlich
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

39. Jahrg.

Standesgemäß.

Gegenwarts-Roman von E. Fitz-Blanc.

(4. Fortsetzung aus Nr. 41 S. 422.)

Nachdruck verboten.

Unruhige Tage folgen, an denen draußen die Sonne scheint und nach dem Regen alles neu aufgearbeitet, während im Haus gewaschen, gereinigt und umgestürzt wird. Die Tischstühle entgleisen, weil, wie Molly tadelnd bemerkt, Komtesse Barbara ihren Schatten vorauswirft.

Frau von Wernstädt hat sich, wie es bei ihren erregbaren Nerven sehr leicht vorkommt, übernommen; jetzt, am vorletzten Nachmittag vor Barbaras Ankunft, liegt sie bei herabgelassener Jalousie ruhend auf der Chaiselongue. Ihr Kopf schmerzt, aber Unthätigkeit langweilt sie. Molly verspricht ihr vorzulesen, Moritz erbot sich nach Diktat zwei wichtige Geschäftsbriefe für sie zu schreiben. Die Zeit vergeht, Frau von Wernstädt wartet — wartet; weder Nichte noch Sohn lassen sich blicken. Endlich wird die Nervöse ungeduldig; sie klingelt Fritz. „Bitten Sie augenblicklich den jungen Herrn, zu mir zu kommen.“

„Ja, recht gern, aber der Herr Lieutenant sind nicht da.“
„Dann bitten Sie meine Nichte herauf.“
„Ja, das gnädige Fräulein sind auch nicht da.“ Fritz grinst. Frau von Wernstädt wird blaß vor Aerger. „Dummkopf! Wo sind sie denn?“ herrscht sie den Jungen an.

„Im kleinen Wagen ausgefahren, vor einer Stunde schon.“
Die vernachlässigte Frau ist außer sich. Ihr feines Empfinden empört sich über dieses brutale Ausnutzen ihrer selbstlosen Güte, mit der sie gern hinter anderen zurücktritt, aber freiwillig — nicht, wie in diesem Fall dazu gezwungen durch das Recht des stärkeren Egoismus. Der Sohn hat ihr gegenüber mehr denn jemals jegliche Rücksicht vergessen. Und wer ist schuld daran? Molly! Welch ein Blender dieses Mädchen! Wie gern ließ sich die schnell enthusiasmierte, warmherzige Frau im Anfang von deren schillernden Reizen entzücken! Umsonst aber suchte sie nach einem festen Grund, in dem sie ihr Wohlwollen für des Bruders Kind verankern konnte. Gemüt, Herz, Charakter — alles schwankend, einzig feststehend ein kalter Egoismus, der sich in tausend kleinen Zügen des täglichen Lebens verrät — sie hatte statt der erhofften Rose eine farbenprächige Giftblüte in ihr Haus gelockt. O, warum hatte sie voll Freude Paulas Plan gebilligt, statt ihn zurückzuweisen!

Wie dann, wenn dieses genußsüchtige Mädchen, von Moritz' Leidenschaft entflammt, sich entschloß, dereinst des Sohnes Weib zu werden? Wen trafe die Verantwortung für das unabwehrbare Unglück dieser Ehe? Sie allein — die Mutter! Die gequälte Frau wirft sich unruhig auf der Chaiselongue hin und her.

Da kommen Schritte die Treppe herauf. Moritz? Nein. Fritz mit einer Kiste. Frau von Wernstädt ist zu lebensmüde, um neugierig zu sein. Endlich erhebt sie sich langsam. Luisens Handschrift! Sie prallt zurück, als sähe sie einen Geist. Unsicher öffnet sie die Kiste — ein feiner Duft strömt ihr, wie ein lieber Gruß, entgegen. Erdbeeren! Ihre Lieblinge; große, wundervolle Früchte. „Im Zimmer selbst gezogen, weil ich hoffte, Ihnen damit eine kleine Freude zu machen,“ schreibt das Mädchen. Ein schlichter Brief, während in seiner Einfachheit und natürlichen Herzensgüte, in welchem die schüchterne Verehrung eines tiefen Gemüths atmet. „Ich höre jetzt so wenig von Ihnen,“ klagt sie zum Schluß, „mein Moritz hat gewiß keine Zeit, weil Sie augenblicklich Besuch haben, aber ich weiß, er vergißt mich nicht, weil er mich liebt, wie ich ihn liebe. Grüßen Sie ihn tausendmal von seiner kleinen, einfältigen, treuen Luise.“

„Kleine, einfältige, treue Luise,“ wiederholt Frau von Wernstädt bitter, und vor ihrem Geist steht das demüthige Mädchen mit dem großen Herzen und dem unerschütterlichen, ruhenden Kinderglauben an den Verlobten. Mit Beschämung wird der verblendeten Frau klar, welch bitteres namenloses Leid sie ihr bereiten will. Voll Rührung, sich selbst quälend, erinnert sie sich eines kleinen Zugs, den der Zufall verrät: daß Luise in jungfräulicher Herbigkeit, ehe sie sich auskleidet in ihrem Zimmer, das große Rabinettbild des Verlobten mit einem Tuch verdeckt, weil sie sich vor seinen lebendigen Augen schämt. Wie konnte sie nur jemals darüber lachen? Die impulsive Frau begreift sich selbst nicht mehr — ein zerknirschendes Schuldgefühl, eine beklemmende Furcht vor ungeheurer Verantwortung, die sie eiligst abwälzen muß, überfällt sie. Kurz entschlossen, wirft sie einige Zeilen auf einen Briefbogen, klingelt Fritz und treibt ihn in fieberhafter Erregung zur größten Eile an.

„Sofort aufs Telegraphenbureau nach der Bahn! Sieh, ob du mit einem Bauernwagen fahren kannst, und gib diese Depesche auf, ohne sie irgend jemandem zu zeigen; hörst du?“

Kein Mensch darf davon erfahren — es soll eine Ueberraschung werden.“

Fritz verpricht alles und — lieft unterwegs dem Rutscher, der ihn mitgenommen, den Zettel vor: „Fräulein Luise Müller,“ buchstabiert er langsam — „liebstes Kind, erwarte dich unbedingt übermorgen zu Moritz'“



Promenadenanug.

(Beschreibung S. 431.)

Geburtstag. Schönste Ueberraschung für ihn! — Das ist die Braut von unserm jungen Herrn,“ erklärt der Vertraute wichtig und steckt das „Geheimnis“ wieder in die Rocktasche. „Es darf aber keiner wissen, daß sie kommt, nur ich und die gnädige Frau — wir beide.“

Unterdess sitzen die beiden Missethäter kreuzvergnügt, dicht aneinander geschmiegt auf dem sehr schmalen Sitz eines sehr hohen dogcar, welchen sie dem Verwalter abgeschmeichelt. Moritz in Uniform führt die Zügel, Molly in einem weißen Tuchkleid einen mächtigen Strauß Goldregen an der Brust, mit einem Matrosenhut und roten Handschuhen, hält ihm die Peitsche. Blühende Apfelbäume werfen ihren Schatten, wie

dämpfende Lichtschleier über die helle Straße. Fincken schmettern in den Zweigen, die Blumen und Gräser am Wegrand neigen sich im Luftzug, wenn der Wagen vorüberfährt, und die fleißigen Leute auf dem Felde halten einen Augenblick in ihrer Arbeit inne und starren dem eleganten Gefährt offenen Mundes nach.

„Moritz, wir sehen mächtig chic aus,“ sagt Molly bewundernd, „ich wünschte, wir könnten so die Linden in Berlin herunterfahren — würden wir Furore machen!“

„Meinst du?“ lacht er von Herzen froh und beugt sich zärtlich zu ihr herab, „wenn du dich dem Volke zeigen willst, sollten wir in die Kreisstadt fahren, aber (zögernd) Mama wartet.“

„Ach, das thut nichts, liebster Moritz, Tante ist gewiß nicht böse. Sie hat heut noch so viel zu thun, daß sie uns garnicht vermissen wird. Du kannst es mir glauben — ich kenne die Hausfrauen. Außerdem ist ja auch Paula bei ihr!“ Das reizende Mädchen schmeichelt wie ein Kind, und Moritz — läßt sich gern überzeugen.

„Well, fahren wir.“ Ein leiser Pfiff, und dahin trabt das schlante, edle Halbblut.

Ja, sie machen Furore! Die ganze, kleine Stadt gerät in Aufruhr, der elegante Selbstfahrer ist ein Ereignis. Die Leute stürzen an die Fenster, die Ladenbesitzer mit gesamter Kundschaft vor die Thür, Kinder rennen ihm nach wie ein Gefolge, und

alle Hunde geben ihren Ruheposten vor den Häusern auf und gebärden sich aufgeregt wie echte, neugierige Kleinstädter. Die beiden Glücklichen auf dem hohen, lustigen Wagensitz amüsieren sich köstlich.

„Du, ich kann mir denken, wie uns alle beneiden!“ sagt Molly behaglich und sonnt sich in diesem Bewußtsein, ohne das ihr keine Freude denkbar ist.

Sie halten hier und da, machen kleine Einkäufe, lassen sich „Herr Baron“ und „Frau Baronin“ titulieren und erwidern die tiefen Blicke der Ladenbesitzer mit huldvoller Bornehmheit. Sie vertreiben sich spielend die Zeit wie gedankenlose Kinder, denen kein Begriff von Pflicht oder Rücksicht ein Vergnügen zu trüben vermag.

Als sie in der Dämmerung zurückkehren, hat sich Frau von Wernstädt bereits in ihr Zimmer begeben, um jede weitere Auseinandersetzung zu vermeiden und die allgemeine Stimmung aus Rücksicht auf Barbaras morgende Ankunft nicht herabzubrüden.

Komtesse Welfingen ist eingetroffen, am Abend erst, in der Dunkelheit. Sie hat die ganze Nacht kein Auge geschlossen, sondern wachend des jungen Tags geharrt, der ihr den teuren väterlichen Besitz erhellen soll. Ein begaunender Morgen! Frisch weht die Luft vom Gebirge her und wiegt sich, leise rauschend, in den Bäumen. Alle Blüten öffnen ihre Kelche, und Schmetterlinge und Bienen rüsten sich zum Ausgang. Die ganze Natur scheint frisch gestrichen mit feucht glänzenden Farben; zwischen den Büschen hängen zum Trocknen kunstfertige Spinnweben und glitzern reich betaut, blinkend wie Silberfäden. Wie sie Wolfsburg liebt, ihre schöne, langentbehrte Heimat!

Barbara wandelt mit Wehmut und schmerzlicher Freude durch die vertrauten Gänge, die seit dem traurigen Familienzwist vereinsamt sind. Die Fenster des Schlosses sind dicht verhängen, die Thore verschlossen — aber die Erinnerung öffnet sie weit, weit; die Thüre zum Kinderzimmer, in der sie, die ältere, mit Werner, ihrem liebsten Gefährten, gespielt, zur Bibliothek, in der sie mit ihm gearbeitet, studiert. Und im Park auf Weg und Steg, hinter Busch und Baum Erinnerungen wie huschende Elfen. Werner und wieder Werner, ihr geliebter Bruder! Als blondlockiges Kind, als übermütiger Knabe mit feurigem Mut und gutem Herzen, als ritterlicher Jüngling mit hohen Idealen und begeisterten Augen und immer die Schwester an seiner Seite, als Spielgefährtin, als Freundin, als verehrte Vertraute. Nach sorglos glücklichen Jahren kam die bittere Trennung — Graf Werner ging zur Universität. Fremde Einflüsse lenkten die bis dahin gleichen, geistigen Wege der Geschwister nach verschiedenen Richtungen weit voneinander und bereiteten den späteren Bruch vor. Trennung in den Hauptentwicklungsjahren — das ist die Klippe, an der so manche Freundschaft, so manche Liebe auf immer zerfällt. Barbara hat die Verständigung mit dem Bruder aufgegeben; sie sind beide stolze, starke, unbengsame Charaktere — Vollmenschen — und kein guter Engel ist da, welcher der heiligen Mission gewachsen, zwei verbitterte Herzen zu versöhnen und die alte Liebe darin wieder auszugraben. Die Mutter (ein bitteres Lächeln dankt ihm den edelgeformten, großen Mund Barbaras), sie wacht eifersüchtig über des Sohnes Herz und schürt den Groll gegen die Schwester, statt ihn zu besänftigen. Mutter und Tochter hatten einander nie verstanden.

Gräfin Barbara ist auf ihrem Wege bis an den klaren See gekommen, der nach einer Seite den Park begrenzt. Auf's Geländer gestützt, starrt sie hinein in das undurchsichtige, tiefe Wasser; sie ist eine vornehme Erscheinung, wundervoll gewachsen, alles an ihr ist groß und edel geformt. Eine Persönlichkeit von so einheitlichem Gepräge, als habe der selbständige Geist sie von innen heraus sich selbst zur Form gemeißelt. Das aschblonde, gepflegte Haar mit einer Spitze in die hohe Stirn gewachsen, bauscht sich, zurückgestrichen, wellig leicht empor und ist auf der Mitte des ovalen Hinterkopfes in einen glänzenden Knoten verschlungen. Die Gesichtszüge sind groß und charaktervoll; die energische Adlernase paßt besser in ein Männerantlitz. Tief schwarze Brauen liegen wie zwei gerade Linien über durchgegeistigten, grauen Augen, die einen beständig interessierten Ausdruck haben, wie er Menschen mit regem Innenleben eigen.

Lange, lange steht Barbara allein am Wasser, auf dem weißen, ruhigen Schwäne schwimmen und das stille Element bewegen. Endlich entschließt sie sich, die Einsamkeit aufzugeben, um ihre gütige Gastgeberin, die heut des Sohnes Geburtstag feiert, beglückwünschend zu begrüßen.

Der letzte Tag des Mai ist Moritz' Geburtstag. Ein ganzes Orchester stößt und zwitschert in der alten Kastanie, unter welcher die Schweizerhäuser zum Frühstück versammelt sind — nur Molly fehlt. Wo sie bleiben mag? Während die anderen plaudern, sieht Moritz unverwandt nach der offenen Thüre des Terrassenzimmers gegenüber. Ah! — er zuckt zusammen — endlich! Eine Gestalt in Hellblau, mit einem riesigen Rosenstrauch bewaffnet, tritt heraus — Molly! Sie verneigt sich grazios vor der Gesellschaft und „Guten Morgen“ soll ich sagen und ein schönes Kompliment“ singt sie mit ihrer hellen, kaden Stimme das herzige Kindergeburtstagslied. Ihr Vortrag, das Mienenpiel, wie sie verlangende Blicke nach dem Kuchen wirft, verlegen den Finger in den Mund steckt, zuletzt mit steifem Arm in kindischer Verlegenheit Moritz den Rosenstrauch gerade unter die Nase schiebt, daß er „au“ schreit — alles ist so meisterhaft natürlich, wie die Kunst einer Naiven. Keiner hört, daß sie unrein singt, nur Gräfin Barbaras feines Ohr fühlt sich verletzt.

Das junge Mädchen strahlt von Frische und Uebermut. Sie sieht heut besonders hübsch aus und weiß es; das macht jede Frau lebenswürdig. Molly ist bestridend, lobt Paulas vorzügliches Kuchenrezept, bedauert den Better, daß er keinen Brief von seiner Braut hat, bewundert Barbaras schöne, schlanke Hände und deklamiert einen Gesang aus „Max und Moritz“, den sie, gleich ähnlichen Bittertulien, von a bis z auswendig weiß.

Moritz ist der Geisterste von allen; seine Blicke hängen verzückt an der übermütigen Cousine, während Komtesse Barbara mit ihren grauen, klugen Augen von einem zum andern schießt — von dem dunklen Bronzegezicht des Seeoffiziers zu dem blonden Seraphöpfchen ihm gegenüber. Nach dem Frühstück empfehlen sich beide.

„Wie finden Sie Molly?“ fragt Frau von Wernstädt so hastig, als ob sie die Frage schon lange auf dem Herzen habe.

Barbara sieht der geschmeidigen Gestalt nach, die sich mit

kleinen, koketten Schritten entfernt; dann wendet sie sich langsam der Freundin zu. „Antipathisch! Wenn ich an Seelenwanderung glaubte, würde ich behaupten, sie sei eine amüsante, weiße Angorakatze gewesen.“

„Barbara, wenn ich Ihre Menschenkenntnis hätte!“ Und die kleine, um zehn Jahre ältere Frau von Wernstädt schlägt bewundernd die Hände zusammen.

Komtesse Welfingen hat ein merkwürdiges Lächeln, von innen heraus wärmend, berührt es den Beschauer wie ein herzliches Wort. „Liebe, geistreiche, unpraktische Udda“, sagt sie zärtlich, „es ist weniger Menschenkenntnis als Unbestechlichkeit; Sie lassen sich sofort von einer Schmeichelei, Liebkosung, einem heiteren Lachen zu Dank verpflichten und einnehmen — ich nicht.“

„Aber reizvoll ist sie, nicht wahr?“ Die Freundin möchte wenigstens einen Trost für ihren Mißgriff haben.

„Ja, vor allem amüsant, ein Unterhaltungsgenie und Salonclown. Sie hat ein Kautschukgesicht von großer Beweglichkeit, aber hübsch? Nein, nicht nach meinem Geschmack. Ich suche in jedem Gesicht zuerst die Augen, aber sie hat ja fast keine. Diese kleinen, wasserblauen Punkte mit dem kurzschichtigen Blick, den dünnen, blonden Wimpern und etwas verschwollenen Lidern sind seelenlos, leer.“

„Barbara, wie fertig Sie urteilen!“

„Aber, zu schnell“ setzen Sie innerlich hinzu? O nein, Liebste, Menschenkenntnis übt sich, wenn man leidenschaftslos stetig beobachtet. Die Natur schafft nach gewissen Rezepten; es giebt kleine, allgemein kenntliche, psychologische Winke, die nie täuschen, nur muß man sie herausfinden und nicht in falscher Gutmütigkeit mit „zufällig“ entschuldigen.“

„O, wie klug Sie sind und in sich abgeköhlet!“ Frau von Wernstädt umarmt sie in aufrichtiger Begeisterung, „ich wünschte, ich wäre Ihnen ähnlich — wie anders hätte ich dann mein Leben gestaltet!“ verliert sie sich seufzend in Selbstwürfen.

Zartfühlend lenkt Barbara das Gespräch in ruhigere Bahnen. Sie kennt das Sprunghafte, Aufgeregte in Uddas Natur, aber nie fiel es ihr auf wie heute. Wie von innerer Unruhe verzehrt, sieht die lebhaft Frau alle Augenblicke nach der Uhr — was beschäftigt, was erwartet sie?

Unterdes sitzen Moritz und Molly, jedes in eine Sofaecke geschnitten, behaglich im kühlen Terrassenzimmer, zwei Glas Ungarwein vor sich, und unterhalten einander. „Betterchen, hole mal die Cigaretten“, kommandiert Molly. „Die gute Barbara sieht mir nicht danach aus, als ob sie feinen türkeischen Tabak zu würdigen wüßte. Die hat solche Art frostigen Polarreis um sich rum, bei dem mir's Feuer ausgeht; da will ich lieber heimlich meine tägliche Portion rauchen.“

Moritz lacht und hält ihr ein brennendes Zündholz hin.

„Du, da giebt's nichts zu lachen! Schrecklich, jemanden nicht leiden zu können, der über einem steht, den darf man nicht mal ärgern.“

„Du kannst Gräfin Barbara nicht leiden?“ Der Better ist betroffen. Er hat sie gern, weil sie als Volksfreundin gilt, und die einzige war, die ihn zu seiner Verlobung herzlich beglückwünschte.

„Ich weiß noch nicht; ich mißtraue stets alten, grimmigen Jungfern — sind immer neidisch auf unsereinen. Ich möchte eigentlich selbst „alte Jungfer“ werden, nur um auszuprobieren, ob ich auch so unausstehlich würde.“

Er lacht hell auf. „Molly, du bist göttlich, und du bleibst göttlich!“ Fingerrißn küßt er ihr die Hand, lange — lange.

Zu Ehren des Festtags soll ausnahmsweise viel und spät gegessen werden. Moritz hat Barbara am Vormittag die Hälfte seiner Gedichte vorgelesen, bis ihn die Tischglocke abrief. Jetzt steht die Gesellschaft hungrig im Speisezimmer und wartet. Es schlägt zwei Uhr — fernes Häderrollen. Frau von Wernstädt bebzt nervös; Fritz reicht die Suppe herum, ausnahmsweise ohne jemanden dabei abzuducken. Dann spricht Paula das Tischgebet.

Pföhllich Hundegebell — Klingeln. Fritz stürzt atemlos herein, eine Bittentarte in der Hand, die er nicht abgiebt, reißt unaufgefordert beide Flügelthüren auf, wie für eine Königin — ein junges Mädchen tritt auf die Schwelle und —

„Luise!“ schreit Moritz auf und starrt totenblaß, verstört die Erscheinung an, ohne sich vom Fleck zu rühren, als sähe er einen Geist.

Alle sind aufgesprungen und stehen neben ihren Stühlen. Paula sucht festeren Blicks ihre Mutter — die schlägt schuldbeußt die Augen nieder und hängt den Kopf — die Tochter versteht! Verächtlich zuckt sie die Achseln: wieder kurz vorn Ziel auf halbem Wege umgekehrt.

Molly hebt langsam mit unnachahmlicher Grazie die langgestielte Schildpattlorgnette vor die Augen und starrt ungeniert der Fremden ins Gesicht. Der einzige, der sich wirklich über die Ueberrachung freut, ist Fritz, der von einem Ohr bis zum andern lacht. Es ist, als sei der Blick vor dem kleinen Kreis niedergesahren; Komtesse Barbara schüttelt verwundert den Kopf und sieht von den anderen auf die schlichte, zierliche Mädchengestalt im Thürrahmen.

Zu hilfloser Verlegenheit, die Hände verschlingend, einen großen Blumenstrauß im Arm an sich gepreßt, in dem ovalen, roßigen Gesicht, um den schmaltippigen Kindermund ein schreues Wangen — so starrt die junge Braut mit verschüchterten Rehgauen auf die festliche Tafelrunde. Wundervolle, mandelförmig geschnittene lichtbraune Augen mit tiefem, sonnigem Blick, die jedem geradeswegs ins Herz zu sehen scheinen; interessante Augen, die der Menschenkennerin Barbara zu denken geben. „Aber so treten Sie doch näher“, sagt sie wohlwollend und geht Luise mit ausgestreckten Händen entgegen. „Wir sind alle ganz versteinert, und Ihr Verlobter ist stumm vor Freude.“

Da rafft sich der Mann gewaltsam auf; fieberhaft erregt stürzt er der Braut entgegen, zieht sie näher, umarmt und küßt sie stürmisch und stammelt unzusammenhängende Worte.

Luise zuckt zusammen; seine Liebkosung ist zerstreut, seine Freude flüchtig. Ihr ist plötzlich zu Mut, wie in einem jener qualvollen Träume, in denen man sich vor drohender Gefahr durch die Flucht retten möchte und, gelähmt, kein Glied bewegen kann. Sie wird Barbara und Molly vorgestellt, spricht und bewegt sich mechanisch, empfindet beschämt ihre eigene Unbeholfenheit und hat nur einen Wunsch: mit dem Geliebten allein zu sein, weit fort von den unbarmherzigen spöttischen Augen der glänzenden Erscheinung in Hellblau. Wie Schutz suchend, schmiegt sie sich an den Verlobten, neben dem ihr Platz geworden.

Moritz ist in zitternder Erregung; Luise's unmittelbare Nähe, ihre liebende Demut erwärmt sein Herz und weckt die alte Liebe, ohne daß diese Molly's Reiz verwichte. Er kommt sich schmerzlich interessant vor in diesem Zwiespalt — ein zweiter Graf von Gleichen. Sein Gefühl wogt schwankend, wie das Meer zwischen zwei Welten, zwischen den beiden ihm teuren Mädchen her und hin. Und das Ende? Wie wird das Ende sein? Wird er sterben, sich töten müssen, um den Konflikt zu lösen? Dann werden beide an seinem Grabe weinen und sein Gedenken in gegenseitiger Freundschaft pflegen. Die Romantik seines Schicksals ergreift ihn so, daß ihm die Augen feucht werden.

Da hebt Molly in sprudelndem Lebensübermut ihr Glas. „A nos amours!“ ruft sie schalkhaft und sieht ihm tief in die Augen. Feurig erwidert er den Blick und leert den Kristallkelch in einem Zug.

Schüchtern schiebt sich unterm Tisch eine kleine, kalte Hand in die seine. „Moritz, freust du dich, daß ich gekommen?“ flüstert eine weiche Stimme zaghaft.

„Aber, liebster Schatz, welche Frage!“ murmelt er zärtlich, „das ist mein schönstes Geburtstagsgeschenk.“ Er zieht eine dunkelrote Rose aus dem Strauß vor ihm und schiebt sie schmeichelnd in die braune Flechtentkrone seiner Braut.

Da wendet sich Molly blüßschnell herum und rümpft das Näschen. „Gimmel, wie unchic, Moritz“, spottet sie lachend, „sieh — so steckt man Rosen!“ Und kokett das Köpfchen drehend, weist sie auf eine blaßrosa La France-Knopfe, die wie hingeschmieg auf dem blonden Lockengewirr liegt. Ja, fraglos bezaubert!

Der bewundernde Blick des Seemanns fliegt vergleichend zu der Braut hinüber. „Es ist wahr, little one, ich habe es nicht so schön gemacht“, sagt er kleinlaut.

Luise lacht verlegen und neckt mit zitternden Fingern die Blume aus ihrem Haar. Ein Gefühl der Furcht überfällt sie, daß jeder Vergleich zwischen Molly und ihr stets zu ihren Ungunsten ausfallen müsse.

„Warum berauben Sie sie sich der Rose?“ ruft Barbaras dunkle, klangvolle Altstimme freundlich über den Tisch herüber. „Blumen sind wie der Frühling und die Jugend für alle Menschen.“

„Aber ich habe keine Locken“, entschuldigt sich das Mädchen verlegen und schlägt die großen, scheuen Augen vertraulich zu ihr auf.

Die Gräfin lacht harmlos: „Dafür wundervolle, kastanienbraune Flechten, so glänzend und reichlich, wie man sie bei der heutigen Jugend selten trifft.“

Moritz wirft der Sprecherin einen dankerfüllten Blick zu: „Nicht wahr, meine süße, kleine Braut hat herrliches Haar?“ fragt er eifrig mit offenbarem Stolz und streicht zärtlich mit der Hand über Luise's Flechten. Sie senkt verlegen das Köpfchen. Ein feines Rot überzieht langsam das junge Gesicht bis hinauf zu der breiten, unbedeckten Stirn.

Schade, daß sie nicht hübsch zu sein versteht! — denkt die sie beobachtende Barbara, wenn sie nur halb so viel Geschmack und savoir faire wie Molly hätte, könnte sie bezaubern.

Fräulein von Welfingen ist anderer Ansicht: „Kleinstädterin durch und durch, spießbürgerlicher Dunstkreis“, flüstert sie leise zu Paula, und das siegesichere Gefühl ihrer triumphierenden Reize macht sie noch übermütiger. Das Sensationelle der Situation erregt prickelnd ihre Nerven wie Champagner. Sie läßt Moritz keine Zeit, mit Luise zu plaudern, beansprucht fortwährend durch kleine Kunststücke seine Aufmerksamkeit und so — leicht berauscht von Erregung und Maibowle — erinnert sie Barbara an eine Bacchantin, an ein Rubensches Weib in modernem Kostüm. Aber sie rettet die allgemeine Stimmung. Das kleine Festmahl, das bedrückt begann, wird immer animierter.

Frau von Wernstädt schlägt plötzlich an ihr Glas und hält unter aller Beifall einen klugen Toast auf die Damen. Das große Geburtstagskind wird sich beschämt seiner Unterlassungslünde bewußt und revanchiert sich durch ein schwingvolles Gedicht auf die „Frauen und die Rosen“.

„Ah!“ und Molly leckt sich wie ein puzendes Käzchen die Lippen mit der Zunge. „Das war Honig für zarte Damen-seelen. Better, du hättest Minnesänger werden sollen, Frauenlob der Zweite.“ Und sich rasch zu Luise wendend: „Nun, Fräulein Müller, ist die Reihe an Ihnen, zu reden.“

Luise, die meist geschwiegen, sieht ob der unerhörten Zumutung hilflos von Moritz zu Molly. „Ich — ich kann nicht reden“, stottert sie tödlich verlegen.

„Ein Mädchen, das nicht reden kann! Aber das ist ein Unikum!“ Molly will sich totlachen.

Moritz wirft ihr einen finsternen Blick zu, der seinen Eindruck verfehlt. „Armer Better!“ vertraulich ihre Hand auf seinen Arm legend, „da wirst du in Zukunft stets für zwei reden müssen.“ Er naqt erregt an seinem Schmirrbart; ihr Spott und scherzendes Mitleid verdrießen ihn. Er legt viel Wert auf Molly's Urteil — sollte ihr Luise mißfallen haben?

Nach beendetem Mahlzettel sitzen die drei anderen im Park. Molly, in einen tiefen, niedrigen Hofsessel geschnitten, einen großen, roten Fächer lässig bewegend, weinmüde, in jener angenehmen Mattigkeit, die einem guten Diner folgt, steckt sich eine Cigarette an: „So, nun redet ihr, ich bin zu müde.“ Damit wendet sie sich seitwärts zu Moritz und Luise, um mit einem Blick plötzlich ferkengerade in die Höhe zu fahren. „Heiliger Brahma! Fräulein Müller, wie Sie mich erschreckt haben, Sie sehen ja aus, wie ein entsehtes Fragezeichen.“

„Entschuldigen Sie, ich habe noch nie eine Dame rauchen sehen; das wunderte mich.“

„Kleinstädterin!“ In Molly's lachendem Ton liegt eine feine Nuance von Geringschätzung, die Moritz wie ein Nadelstich trifft. „Wer wird sich wundern? Das ist nicht comme il faut. Ich werde Sie erziehen, Kleine: erstes Hauptstück — wundere dich über nichts und lache heimlich über alles!“ Sie dreht spielend ihre Cigarette zwischen zwei Fingern und sieht blinzeln den feinen, blauen Rauchwölkchen nach.

„Molly“, bittet der Better unterdrückten Tons und legt den Arm um seine Braut, als wolle er sie und sich selbst vor bösem Zauber schützen. „Noch ist Luise eine kleine, einfache Feldblume, verwirre sie nicht.“

Sie schweigen. Jeder hängt seinen Gedanken nach, während die Mittagwärme über den alten Bäumen brüdet und Blatt und Gräser sich regungslos sonnen.

„Kinder, heut ist eine Aussicht, sag ich euch —“ erzählt Frau von Wernstädt beim Kaffee, „eine Aussicht!“ und sie

küßt ihre Fingerspitzen. „Ich lade euch alle zum Bewundern ein nach dem Tempelchen.“ Das liegt an der Grenze des Parks mit dem Blick über Feld und Wiesen nach dem Gebirge zu. „Zum Bewundern? Tautchen, hast du keine bessere Bewunderung?“ erkundigt sich Molly.

„Materialistin!“
„Sie lieben Fernsichten nicht?“ fragt Barbara streng.
„Doch, doch,“ versichert die junge Dame eifrig, „aber ich bin so kurzichtig; ich muß immer ein Fernglas haben.“
Und so steht sie später blaßiert mit dem Teleskop unter dem kleinen, runden Säulenbau und läßt sich alle Bergspitzen nennen.

Luisie dagegen ist entzückt. Ihre bewundernden Augen schweifen, weit offen, als könnten sie nicht genug in sich aufnehmen, über blumige Wiesen und Felder zu der blaueindigen Bergkette, die wie ein gigantisches „Halt“ aus der Ebene steigt. Auf den höchsten Spitzen liegt noch der letzte Winter Schnee und hebt sich glänzend rein ab von dem klaren Sommerhimmel.
„Wie schön, wie schön!“ ruft sie hingerissen, alle Schüchternheit vergebend und faltet unwillkürlich die Hände, „o, wie traurig, daß so viel arme Menschen in engen, grauen Gassen solche Freude entbehren müssen!“

Barbara hört sie mit aufsteigendem Interesse. „Bravo, kleines Fräulein,“ nickt sie herzlich, „wer genießt, denkt selten an die, welche entbehren.“

„Leider nur zu wahr,“ mischt sich Frau von Bernstädt ein, „wie oft, wenn ich aus dem Schweizerhaus in die Sommerpracht trete, fallen mir die armen, durch Pflicht und Verhältnisse in enge Straßen Eingekerkerten ein. Das verdirbt mir die Freude.“

„Fuh! Philosophie!“ Molly schüttelt sich in drohligem Grausen und setzt eine niedliche Schulmeistermine auf. „Ich finde Sie im höchsten Grad undankbar, meine Herrschaften, Sie sollten besser dem lieben Vater im Himmel danken, daß wir es so gut haben, statt andere zu bedauern.“ Sie nimmt grazios ihre Schleppe auf und — „Moritz, fang mich!“ — damit läuft sie leichtfüßig die kleine Anhöhe hinunter. Die anderen folgen.

„Abba, das kleine Müller-Mädchen gefällt mir,“ sagt Barbara zurückbleibend, „es liegt etwas Geheimnisvolles in ihrer großen Unbewußtheit. Man fühlt tastend die Grenzen zwischen wahrem Kind und wahrem Menschen, hat die Ueberzeugung: der Charakter ist da, steht fertig vor der Seelenhirn und wartet nur auf ein Ereignis, sein Stichwort, um in Aktion zu treten. Fühlen Sie das?“

„Nein,“ gesteht sie kopfschüttelnd, ungläubig, „und das alles empfinden Sie bei Luisie?“ Barbaras fertiges Urteil schüchtert sie ein, imponiert ihr, aber — so gern sie sich der Freundin anvertrauen möchte — wagt sie nicht, ihr die Komödie der Zerrungen zu beichten.

Molly läßt die Verlobten zu keinem traulichen Alleinsein kommen. Sie verlangt mit stark betonter Selbstverständlichkeit des Vaters Mitterdienst, verwirrt ihn durch harmlose Vertraulichkeiten, die Luisie verwundert, aber ohne den Schatten eines Mißtrauens bemerkt. Beiseiden tritt das junge Mädchen zurück, während Molly dicht angeschmiegt plaudernd an seinem Arm hängt, blickt sich Luisie zu den Blumen am Wege und stellt mit geschickten Fingern einen so zarten, duftigen Strauß zusammen, daß er allgemeine Bewunderung erregt.

„Aber, Fräulein, Sie haben Maleraugen,“ lobt die kunstsinntige Barbara. Luisie schweigt abweisend und bietet Frau von Bernstädt die Blumen.

„Mein Lieb, warum gabst du sie nicht der Gräfin?“ fragt Moritz sie später unter vier Augen.

Luisie sieht finster aus. „Der Gräfin?“ stößt sie heftig hervor, „ihr, der Schwester des Majoratscherrn?“
„Freilich,“ lacht der Verlobte und legt schmeichelnd den Arm um sie. „Noch immer der unversöhnliche Haß gegen Werner? Ich hätte dir seinen Widerstand gegen unsere Verlobung verschweigen sollen. Kannst du nicht verzeihen?“

„Nein,“ Kalt und hart fällt das Wort von ihren Lippen.
„Luisie!“ Moritz tritt grenzenlos erkaunt einen Schritt zurück. „Du, mein weiches, zärtliches, nachgiebiges Kind und dieser Starrsinn?“

Sie senkt demütig den Kopf: „Verzeih, wenn dir etwas an mir mißfällt. Du bist viel besser (mit einem Seufzer), viel klüger als ich — verzeih!“ Bittend sieht sie zu ihm auf.

Ueberwältigt beugt er sich zu ihr herab und küßt sie wieder und wieder, als wolle er sein ganzes Unrecht gegen sie in Küßen gut machen. „Zürne Barbara nicht, mein Schatz, sie und der Bruder haben nichts miteinander gemein, sie sind seit Jahren geschieden.“

„Dann, dann darf ich Komtesse Barbara lieben?“ Klingt es mit frohlockendem Jauchzen.

„Das möchtest du gern?“ Sie gefällt dir?“

„Ja.“

„Besser — als Molly?“ Zögernd spricht er den Namen aus. Die Braut schweigt.

„Du bist eifersüchtig,“ sagt er verlegt.

„Aber Moritz! Nein — nie, nie,“ versichert sie stürmisch, „dazu habe ich dich zu lieb. Es wäre ja gerade, als ob ich auf den lieben Gott eifersüchtig wäre, weil er zu allen Menschen gut und freundlich ist.“

Moritz zuckt zusammen, wie unter einem Schlag. „Mein vertrauens Lieb!“ murmelt er kaum hörbar, „behalte deinen Glauben an mich, versprich es mir — versprich!“ Aufgeregt streckt er ihr beide Hände entgegen, daß sie einschlagen soll. Dies Versprechen wird ihm ein Talisman sein.

„Ich verspreche es dir!“ Fest und ruhig blickt ihn Luisie an. Nein, sie kennt kein Mißtrauen.

Als sie am Abend ihr kleines Zimmer betreten, steht sie lange am offenen Fenster und sieht hinauf in den gestirnten Nachthimmel. „Gute Nacht, du mein herzliches Kind,“ trällert es unrein aus irgend einem Zimmer; das kann nur Mollys Stimme sein. Und vor Luisies Augen erhebt sich die üppige Gestalt mit dem beweglichen Gesicht und den kleinen, spöttischen Augen. Wieder überfällt Luisie das herzbelemmende Gefühl, als ob eine unsichtbare Macht ihr Grauen einflöße. Sie kniet am Fenster nieder, schaut hinauf zu den funkelnden Sternen und betet mit Inbrunst und einem Kinder glauben, dem kein Zweifel je genahet. Gott, der liebe Gott würde, mußte sie erhören und sie unterstützen, daß sie klüger und besser würde — ihrem Moritz zu Liebe. Ein siegesfähiges Lächeln, wie das eines verwöhnten Kindes, das der Erfüllung seines Wunsches sicher, zuckt um den edelgeschwungenen Mund; dann legt sie

sich geträumt nieder. Sie versinkt in den festen, tiefen Schlaf der Jugend, bis sie am andern Morgen die Kirchenglocken wecken.

Sonntag! Im Haus rüstet man sich zur Kirche. Frau von Bernstädt macht in der Küche den Speisezettel, fährt, wie ein Wirbelwind hin und her, schilt Fritz, ruft nach Paula, während ihr Luisie mit schnellem Verständnis überall dort geräuschlos zur Hand geht, wo die Aufgeregte Hilfe braucht. Das junge Mädchen sieht wie eine Nonne aus in dem dunkelgrauen, einfachen Kleid, das die kleinstädtische Schneiderin verrät.

Molly rauscht feierlich in schwarzem Sammet einher, wie stets zum sonntäglichen Kirchgang. „Besser, du kommst nicht mit uns?“ fragt sie schüppisch.

„Nein, du weißt, ich bin Buddhistin,“ verwahrt er sich abweisend.
„Gräfin, bitte wollen Sie gütigst einsteigen, der Wagen wartet,“ wendet sich Paula devot zu Barbara.

„Ich danke — ich fahre nicht mit.“

„Wie, Barbara?“ fragt Frau von Bernstädt bedauernd, die soeben hastig eine Tasse Kaffee heruntergestürzt, „unser alte, historische Dorfkirche ist so stimmungsvoll.“ Selbst die Religion ist dieser Natur nur „Stimmungssache“.

„Wißt ihr nicht, daß ich kein Mann in dem, was meines Vaters ist?“ sagt die Gräfin mit Nachdruck.

„Ain ja — in der Kirche.“

„Nein, in der Natur.“

„Apo Atheistin,“ bemerkt Molly bedauernd, voll überlegener Frömmigkeit, als ob sie mit dem lieben Gott besonders intim wäre.

„Nein, Fräulein von Wessingen, keine Atheistin, aber auch keine Frömmlerin, nur freidenkend,“ weist sie Barbara scharf zurück.

„Ist das nicht dasselbe?“ mit liebenswürdiger Nonchalance.

„Durchaus nicht! Aber Sie würden den Unterschied schwerlich begreifen. Eines schickt sich nicht für alle — beten Sie, ich denke.“

Giliges Abschiednehmen und dahin rollt der Wagen.

Die Sonne scheint, Verchen steigen jubelnd aus den Felbern auf; die sonst empfindliche Luisie aber gewahrt alles nur mechanisch. Sie sitzt stumm, leicht gebückt und nicht angelehnt im Wagen, nach Art bescheidener Menschen, die selten fahren. Scheu bewundernd streift sie Molly, die pomphaft zurückgelegt, ihr gegenüber im Fond ruht. Warum ist sie nicht so klug wie jene? Luisies lebhafter Geist ringt beständig mit Wißbegierde unter dem Einfluß der neuen Umgebung und geistig fortgeschrittener Menschen. Was ist Buddhismus? Was ein Atheist? Was bedeuten Barbaras Worte: „Beteten Sie! Ich denke?“ Tausend Fragen irren in der geistigen Enge ihres Schulwissens herum, wie in einem Labyrinth, aus dem sie keinen Ausweg finden. Ja, wenn sie den Geklebten fragen dürfte! Aber sie wagt es nicht aus Furcht, ihre Unwissenheit vor ihm zu entblößen, aus Angst vor Mollys Spott, die über alles zu reden weiß.

Täglich legt sich dem Mädchen das Bewußtsein ihrer Unkenntnis schwerer aufs Herz, immer qualender empfindet sie ihren Unwert dem Verlobten gegenüber. Er braucht Worte, die sie nie gehört, sie sieht seine Augen voll Schwärmerie bei Gesprächen aufleuchten, an denen sie nicht teilnehmen kann — wie eine tiefe Klüft gähnt es zwischen ihm und ihr, die sie verzweifelt zu überbrücken strebt durch grenzenlose Demut und Hingebung. Aber kann Liebe — mangelndes, geistiges Verständnis erregen? Nein! Sie merkt, wie er sich mit Fragen, mit Besprechen seiner dichterischen Pläne, seinen buddhistischen Ausarbeitungen ausschließlich an Molly wendet — sie selbst, Luisie, wird übergangen. Natürlich! Sie weiß ja nichts, sie, das kleine, beschränkte Mädchen, und Molly thut ihr Möglichstes, um sie tief in den Schatten, sich selbst in den Vordergrund zu stellen. Sie plaudert witziger, wenn sie Luisies Augen bewundernd auf sich gerichtet fühlt, ihre dekorativ über-tünchte Unwissenheit hat tausend gefällige Phrasen und bon-mots, die blenden, verblüffen. Better und Cousine haben ihr geistiges Interessengebiet für sich allein — die Braut aber ist ausgeschlossen.

Ausgeschlossen! Des Mädchens thatkräftige Natur wird zwangvoll von dem beständigen Druck niedergebeugt, wie eine elastische, junge Weibergerte, die, unablässig dagegen ringend, kraftvoll nach oben strebt. Nein! Sie will nicht passiv dulden, durch ihr eigene Unwissenheit beständig vor sich und anderen gedemütigt werden. Lernen, nur lernen, um Moritz zu verstehen! Heimlich geht sie an den stets offenen Bücherstapel und greift das erste beste Werk heraus: „Die Allmacht des Vorurteils und die Ohnmacht des Weibes“ von Gräfin B. Wessingen (ein Beitrag zur Frauenfrage).

Von Barbara! Luisie versteht glücklich ihren Fund, wie ein Schatzgräber kostbares Gut. Abends in ihrem Zimmer beginnt sie zu lesen. „Das Elend der Welt entspringt der Unwissenheit — Buddha“ steht als Motto auf der ersten Seite. Das Mädchen preßt die Hände zusammen in tiefem, feurigem Nachempfinden dieser Wahrheit. Ja, das begreift sie, o, wie sie es begreift! Und sie liest — ihr Gesicht glüht, ihr Herz klopft. Draußen weicht die Nacht; der abnehmende Mond steht gelb am Himmel und wirft seinen fahlen Schein in die aufsteigenden Nebel, die feucht zum offenen Fenster hereinwallen. Das Mädchen fröstelt, aber sie liest weiter. Da — ein zuckender Schein, die Lampe flackert müde — verlischt. Luisie hebt den Kopf, dann tritt sie ans Fenster; es wird Tag. Eine Ammel ruft lockend der andern den Morgengruß zu, Sperlinge lärmen im wilden Wein, das Fröhrot steht wie ein Freudenfeuer am Himmel. Da breitet das Mädchen jubelnd beide Arme aus, der Sonne entgegen: „Moritz, Moritz,“ flüstert sie selig, „ich verstehe alles, was ich gelesen, es ist neu, aber so groß, so wunderbar! Auch ein Mädchen soll viel wissen und etwas leisten — ich werde es, um deiner Liebe würdig zu sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Alte Mustermotive.

Nachdruck verboten.

Asien, die Wiege der Textilkunst, hat seinen Teppichen und Prachtstoffen schon seit alter Zeit eine Vollkommenheit gegeben, daß Europa zeitweise nichts Besseres thun konnte, als die asiatischen Erzeugnisse zu übernehmen und mit ihrer Hilfe seinen Geschmack zu beleben. Auch in unseren Tagen hat ein solcher Rückgriff auf jene meisterlichen Leistungen

Miens stattgefunden, und zwar besonders auf dem Gebiete der Teppichindustrie. Wir haben die Technik des Knüpfens, diese uralte orientalische Erzeugungsart für Teppiche mit Eifer studiert und auf Grund dieser Studien eigene Manufakturen gegründet, welche wie jene in Kottbus, Görlitz, Wurzen und Springe zu hoher Blüte gelangt sind. Es ist der Herstellung der echten, schier unverwundlichen Farben, wie sie im Orient vorzugsweise unter Benutzung von Pflanzenfarbstoffen erzeugt und zum Färben der Wolle benutzt werden, mit Erfolg nachgeahmt worden, sodaß in unseren Teppichen die schreienden und wenig dauerhaften Anilinfarben erheblich zurückgetreten sind. Und man hat auch in Anlehnung an die Flachmusterung des Orients eine sehr erfreuliche Reform auf einem Gebiete der Ornamentation angestrebt, auf welchem wir nur zu sehr geneigt sind, unseren Sinn für plastische und perspektivische Wirkung zu betätigen, sodaß eine in dieser Weise gemusterte Fläche ihren ebenen Charakter vollständig verliert und, ist sie ein Teppich, beim Betreten sehr unangenehme Empfindungen hervorruft.

Gerade der Asiate besitzt ein angeborenes Gefühl für die Gesetzmäßigkeit der Flachmusterung, ein Gefühl, welches man als Naivität bezeichnen kann, denn beispielsweise genügt es ihm, eine Rose, welche wir im Muster mit allen ihren feinsten Einzelheiten und demgemäß auch in ihrer Körperlichkeit wiederzugeben bemüht sind, nur silhouettenhaft anzudeuten: ihr eine plastische Wirkung zu geben, würde ihm gar nicht gelingen und geradezu gegen sein Empfinden verstoßen. So weiß er mit unschlagbarer Sicherheit Pflanzen, Tiere und selbst Architekturen völlig flach und ohne jede Reliefwirkung zu schmückenden Mustermotiven für seine Teppiche und Stoffe umzuwandeln und auch bei der Farbengebung stets zu vermeiden, daß eine Störung der völlig flachen Erscheinung der Ebene durch Nebeneinanderstellen vorpringender und zurücktretender Farben hervorgerufen wird. Diese Kunst der Flachmusterung ist Persern, Indern, Japanern und Chinesen in hohem Grade eigentümlich und läßt sich nicht nur an Erzeugnissen der Weberei, Knüpferei und Stickerie, sondern auch an solchen der Keramik, wie beispielsweise an Fliesen und dekorierten Porzellanen, wie überhaupt überall dort erkennen, wo es gilt, eine Fläche zu schmücken, ohne ihre Eigenart zu zerstören.

Unter den Mustern, welche sich auf den Knüpfteppichen befinden, erregen nun einige ein ganz besonderes Interesse. Auch dem Laien wird es aufgefallen sein, daß auf jenen länglichen und schmalen Teppichen, welche in ihrer Größe unseren Carpets entsprechen, an dem einen Schmalende innerhalb der reizvoll gestalteten Bordüre eine Figur, welche meist die Form eines flachen Hausdaches besitzt und ihre Spitze nach außen richtet, eingemustert ist. Dit auch besitzt diese Figur die Form eines mittelalterlichen Treppengiebels oder jene des hufeisenförmigen Bogens der islamitischen Architektur. Genug, diese Teppiche sind Gebetteppiche, welche der Araber als „saddschade“, der Perser als „saddschade-i mirhab“, der Syrer als „mussalla“ bezeichnet. Verrichtet der gläubige Moslem zu der üblichen Stunde sein Gebet, so breitet er diesen Teppich in der Weise aus, daß sich die Spitze jener oben bezeichneten Figur gen Mecca zum Grabe des Propheten richtet; alsdann wirft er sich auf den Teppich nieder und verrichtet seine Andacht. Auf Reisen, auf dem Zuge durch die Wüste ist der Teppich, der sich vielleicht schon Generationen hindurch vererbt hat, und von dem sich der zeitige Besitzer als von einem teuren Familienstück nicht trennt, sein unentbehrlicher Begleiter. Solche Teppiche werden nur veräußert in der höchsten Notlage, da der Hunger als grimmer und erbarmungsloser Gast in das Haus des Moslems seinen Einzug hält. Mißernten sind in Persien besonders häufig, und so ist denn schon mancher alte Gebetteppich von den Agenten europäischer Häuser aufgekauft und nach dem Abendlande hinübergebracht worden, hier die Sammlungen der Kunstgewerbe-Museen oder das Heim fürstlich eingerichteter Finanzleute schmückend.

Je älter nun diese Teppiche sind, um so auffälliger ist die Veränderung, welche mit jener dach- oder giebelförmigen Figur vorgegangen ist — sie wird an ihren beiden unteren Ecken getragen von pilasterartigen Streifen oder gar von Säulchen mit vollständig ausgebildeten Kapitellen und Untersäßen. Aber noch weiter, so ein zwei- oder dreihundertjähriger Teppich zeigt sogar, daß das längliche Feld innerhalb der Bordüre von einer Nische umrahmt ist, welche oben einen Giebel oder einen Bogen in strenger oder freier Durchbildung aufweist. So ist scharf und klar eine Nischenarchitektur in flacher Uebertragung in den Gebetteppich hineingeknüpft worden, und diese ist nichts weiter als eine Nachbildung jener Nische, welche sich an der Außenwandung jeder Moschee befindet.

Der sogenannte „Mirhab“, die Gebetnische, zeigt die südliche Richtung, „Kibla“, nach Mecca an, und vor demselben hat mit zugewandtem Antlitz der Vorketer zu stehen, nach dessen Bewegungen sich die hinter ihm versammelten Mitglieder der Gemeinde richten müssen. Schon in der frühesten Zeit des Islams, nachdem der im Jahre 632 n. Chr. gestorben Prophet in Mecca seine Ruhestätte gefunden, mag mit religiösem Sinn jene Gebetnische auf die Gebetteppiche übertragen worden sein.

Jahrhunderte hindurch hat sich dieses eigentümliche Motiv auf den Teppichen erhalten, allmählich aber muß das Verständnis für seine Bedeutung verloren gegangen sein, denn schon in den Teppichen aus dem vergangenen Jahrhundert ist die Nische kaum noch zu erkennen — sie ist bei Gebetteppichen, welche in unseren Tagen in den Ländern des Islams geknüpft sind, einfach zusammengeschrumpft auf jene dach- oder treppengiebelartige Figur an der einen Schmalseite der Fläche. Die Spitze der Figur soll beim Gebet gen Mecca weisen, mehr weiß der Orientale nicht, und noch weniger wissen in der Regel die Europäer, welche jene neuen oder alten Teppiche zum Schmuck ihres Heims verwenden: diesen gilt die Figur oder die ganze Nische als ein bedeutungsloses ornamentales Motiv, wie denn auch unter solcher Auffassung in der deutschen Teppichknüpferei die zahlreichen Kopien nach den alten Gebetteppichen hergestellt werden. So hat der Mirhab des gläubigen Moslem schon längst seinen Einzug in die Salons der Ungläubigen gehalten, wo er als simple Flachmusterung schonungslos mit Füßen getreten wird.

Als Füllung der Gebet- und gewisser anderer persischer Teppiche und Vorhänge erscheint nun zuweilen noch ein anderes Motiv, und zwar jenes des Thaba- oder Lebensbaumes. Der Thubabbaum steht mitten im Paradiese, und in seinem Schatten genießt der Muselman, sofern er auf Erden frommen Sinnes gewandelt, die Freuden des ewigen Lebens. Das Motiv ist uralte und findet sich bereits bei den Assyriern. Die aus dem

Palaste des Königs Assurnastrabal stammenden flachen Mosaikreliefs von Nimrud bei Ninive, welche in die Zeit von 885 bis 860 v. Chr. fallen, zeigen außer großen Jagdszenen den Lebensbaum mehrfach in recht umfangreicher Ausführung, und zwar zwischen zwei völlig übereinstimmenden geflügelten Gottheiten, deren jede in der einen Hand als Symbol der Fruchtbarkeit einen Pinienzapfen und in der anderen Hand einen Korb trägt. Allerdings, die Ähnlichkeit mit einem wirklichen Baum läßt viel zu wünschen übrig, denn es handelt sich nur um einen aus einer Wolke aufsteigenden, eigenartig verzerrten Stamm, welcher mit einer aus einem zweiten Wolkenabfuge hervorstehenden Palmmette, wahrscheinlich einer Stilisierung der natürlichen Palmentrone, gekrönt ist.

Neben dieser Form sind noch einige andere vorhanden, welche den Stamm beiderseitig und von oben bis unten besetzt zeigen mit horizontal gestellten Ästen, die in einen Pinienzapfen auslaufen, während die Krone durch sächerförmig gestellte Äste gebildet ist. Die Assyrer besaßen bereits eine hochentwickelte Textilindustrie, denn die Gestalten von jenen Reliefs von Nimrud tragen gemusterte und mit Bordüren geschmückte Prachtleider, welche mit Stickereien, Franzen und sonstigen Posamenten reich verziert sind. Aus der flachen und eigenartigen Behandlung dieser Reliefs wird nun mit Recht geschlossen, daß sie in Nachahmung großer Wandteppiche entstanden sind.

So ist der Lebensbaum wahrscheinlich schon bei den Assyrern als ein heiliges Zeichen zur Musterung gewisser Teppiche benutzt worden. Von nun an wird er in der Relief- und in der Gewebeornamentik eine gewichtige Rolle gespielt haben, denn auch die Perser, welche unter Cyrus im Jahre 538 das neubabylonische Reich erobert und ihr Weltreich gestiftet haben, besitzen den Lebensbaum, den Haoma, der, im Verein mit einem zweiten heiligen Baum, dem Vicpa-taokhma oder Allfamen, ebenfalls im Paradies stand, und den sie als Symbol des über dem Grabe neu erblühenden Lebens in dem Reliefschmuck der königlichen Felsgrüfte zur Darstellung bringen. Und die Darstellung an diesem heiligen Lebensbaume, diesem Symbol des ewigen unsterblichen Lebens, überdauert nach dem Verfall des Perserreiches das griechisch-makedonische Weltreich und zeigt sich uns zum erstenmale als wirklich ausgeführtes Gewebemuster in den prächtigen Seidenstoffen des von den Sassaniden gegründeten und von 250 bis 636 n. Chr. regierten neupersischen Reiches.

Reste solcher Seidenstoffe aus der Sassanidenzeit sind als Umhüllungen von Reliquien auf unsere Tage gekommen, gehören aber zu den höchsten Seltenheiten und bilden den Stolz der Sammlungen. Ktesiphon, die am linken Ufer des Tigris gelegene Hauptstadt der Sassaniden, gelangte auf dem Gebiete der Weberei zur höchsten Blüte, fußte doch in jener Gegend die Textilkunst auf tausendjähriger Tradition und Übung. Vorwiegend aus jenen Fabriken der neupersischen Metropole hat Europa während der frühmittelalterlichen Zeit seidene Stoffe für königliche und kirchliche Prachtgewänder und Teppiche bezogen, wie denn überhaupt in jenen Jahrhunderten die persische Seidenweberei nicht nur den Markt, sondern auch die Musterbildung von Vorderasien, Aegypten und Europa beherrschte.

Es waren die alten assyrischen und persischen Flachornamente, welche in einer gewissem Modernisierung auf den Geweben und Teppichen erschienen. Vornehmlich war wieder der Lebensbaum, beiderseitig flankiert von den mythischen Tieren, insbesondere von den Greifen, beliebt. In Kreisen, quadratischen Feldern oder Streifen findet man dieses Mustermotiv angewendet. Außer den Greifen kommen noch Löwen, Panther, Steinböcke, Gazellen, Elefanten, Pfauen und selbst menschliche Figuren, Fürsten auf der Jagd in reicher persischer Kleidung, ähnlich wie sie die ältere Weberei zur Musterung verwendet hat, vor.

Als nun die Araber im Jahre 635 Persien eroberten und Ktesiphon zerstörten, übernahmen sie die persischen Kunstformen. Sie bildeten sie nach ihrem eigenen Geschmack um, konnten aber nicht den traditionellen Zug in diesen mehrtausendjährigen Kunstformen verweisen. Auch der Lebensbaum blieb, und der fromme Moslem verknüpfte mit ihm jene oben geschilderte Vorstellung. Was Wunder also, daß nun ein solcher heiliger Baum mit ganz besonderer Vorliebe in die Gebetsteppiche und in andere Teppiche, welche religiösen Zwecken dienen, geknüpft wurde. Hier füllt er den Grund in der Gebetsteppiche, dem Mihrab, aus, und zwar erscheint er meist in ziemlich klarer, allerdings streng stilisierter und der Knüpftechnik entsprechender Form, bei welcher das Geradlinige und Eckige vorherrscht. Blüten von bestimmter symbolischer Bedeutung, wie Veilchen, Anemone, Lotus und Iris, schmücken zuweilen das Geäst des geraden Stammes. Mittelalterliche orientalische Teppiche, welche ungemein selten sind, zeigen den Lebensbaum in schönster Ausführung. Auch in den Teppichen der Folgezeit ist er in gewissen typischen Formen zu erkennen. In unseren Tagen ist er jedoch, wofür er bei persischen Teppichen noch vorkommt, zu einem Füllungsornament herabgesunken, welches kaum an die Gestalt eines Baumes erinnert und ohne Kenntnis der alten heiligen Bedeutung hineingeknüpft ward. Nur die eigenartig gemusterten Lang-Plüschteppiche aus Kurdistan, die sogenannten Renâreteppiche weisen ihn noch in recht deutlicher und auf einen assyrischen Typus zurückzuführender Form auf.

Der Orientale äußert seine Eigenart nicht zum geringsten in dem Festhalten an dem Althergebrachten, und diese Charaktereigenschaft zeigt sich auch in jenem langen Beibehalten von Musterformen, die wie jene der Gebetsteppiche auf die Frühzeit des Islam und wie jene des Lebensbaumes gar auf die Assyrer zurückgehen. Aber wie kein Volk schließlich dem Ansturm höher entwickelter Mächte widerstehen kann, so geht es auch den Völkern des Orients — die überlegene Kultur des Abendlandes dringt mit gewaltigen Schritten vorwärts und bringt neue Ideen und Anschauungen mit sich, gegen welche das Alte sinkt. Auch vieles von der Eigenart und Schönheit der orientalischen Textilkunst muß unter jener Einwirkung des Abendlandes leider verloren gehen.

Aurelie von Hardenstein.



Adalbert Matkovsky.

Nach einer Aufnahme von C. Dieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.

Höflichkeit im Grüßen.

Nachdruck verboten.
Höflichkeit ist die nützlichste Wissenschaft und nimmt sofort wie Schönheit und Anmut für sich ein. Montaigne.

Wir müssen dem französischen Philosophen in dem vorstehenden Ausspruch durchaus recht geben, denn nichts fesselt mehr und nimmt leichter die Herzen gefangen als ein höfliches Betragen. Die Wirkung, welche es auf uns ausübt, geht entschieden tiefer als die der bloßen Schönheit, denn diese muß, um nicht nur für den Augenblick zu betauschen, sondern auf die Dauer zu fesseln, von inneren Vorzügen unterstützt sein. Die Anmut gar identifiziert sich mit der Höflichkeit, denn ein unhöflicher Mensch kann gar nicht anmutig sein. Höflichkeit ist eine gangbare Münze, mit der man überall auf Erfolg rechnen kann. Mag sie an und für sich wertlos sein, die Gesellschaft, in der sie flüßert, wird sie immer als vollgiltig anerkennen. Wohin würden wir aber auch geraten, wenn es nicht so bestimmte, gesellschaftliche Formen gäbe, die von jedem, der auf Bildung und gesellschaftliche Stellung Anspruch erhebt, beobachtet werden müssen, gewiß, es wäre ein trauriger Zustand.

Man macht uns Deutschen zwar den harten Vorwurf, wir verwechselten Unhöflichkeit mit Gerabheit und Biederkeit, und Ludwig Börne sagt von seinen Landsleuten: „Der Deutsche ist nur gegen Vornehme höflich. Wie eine Sphinx lächelt er freundlich nach oben und gebraucht nach unten die Krallen, hat er eine Schmeichelei ins Soll gesetzt, so schreibt er schnell eine Grobheit ins Haben“, während Arnold Ruge gar behauptet: „In Paris wird man mit mehr Höflichkeit zur Thür hinausgeworfen, als in Deutschland zum Hofrat ernannt.“ Es mag ja sein, daß die Deutschen jener Zeit es noch nicht so gut verstanden haben, bittere Worte wie einen süßen Bonbon einzupackern, aber bei aller Wertschätzung für Börne und Ruge dürfen wir es mit ihren Aussprüchen über deutsche Höflichkeit nicht zu genau nehmen. Sie lebten beide in der Zeit der ersten deutschen nationalen Entwicklung, in der noch viel Herbigkeit lag und wo die Geister noch scharf aufeinander plagten. Sie haben beide schwer genug gelitten für ihre Ueberzeugung, und gerade, weil beide ihr Vaterland liebten, traf sie die Härte und Ungerechtigkeit einzelner so tief, daß ihr Urteil über alle so lieblos ausfallen konnte. Es giebt freilich Menschen, die Grobheit Gerabheit, Unhöflichkeit Biederkeit nennen; diese dürften sich indessen überall finden, und gerade Frankreich, das Arnold Ruge als ein Muster der Höflichkeit hinstellt, hat uns in seinen jüngsten parlamentarischen Vorgängen deutlich genug gezeigt, daß bei ihm die Leidenschaft die Höflichkeit aus dem Felde zu schlagen vermag.

Die Formen der Höflichkeit werden ja in den einzelnen Ländern immer etwas verschieden sein; wir sind indessen wohl so ziemlich alle genügend Kosmopoliten, und jeder wahrhaft gebildete Mensch wird sich in seinem Benehmen diesen Formen anpassen. Verstöße gegen Anstand und Sitte, oder sagen wir gegen die Formen von diesen, werden in der Gesellschaft sehr tief empfunden, und selbst eine Verbeugung, die vielleicht nach den Forderungen der Etikette einige Zoll tiefer hätte ausfallen müssen, kann bisweilen der Anfang zu einer schweren Verwicklung werden.

Besonders gilt dies auch den Damen gegenüber, denn wie viel man der Frauenwelt auch abspreechen mag, sie ist eine Großmacht geworden, mit der man heute zu rechnen hat. Wenn wir die wirr durcheinander laufenden Fäden der Geschichte von Menschen und Völkern immer verfolgen könnten, so würden wir öfter, als wir es ahnen, am Ende eine kleine weiße Frauenhand finden, die das Gewebe anzettelte.

Schopenhauer behauptet: „Höflichkeit ist Klugheit, folglich ist Unhöflichkeit Dummheit“, also sollte schon jeder sich den allgemein gestellten Anforderungen der Sitte und Höflichkeit fügen, um nicht in den Verdacht zu kommen, er sei ein Dummkopf. Die strenge Beobachtung gesellschaftlicher Formen mag

nicht den inneren Wert eines Menschen bedingen, aber sie ist unerlässlich für den, welcher als gentlemanlike oder ladylike gelten will. Unsere deutsche Sprache hat kein Wort, welches sich in so bündiger Kürze mit dem Begriff deckt.

Es wird vielfach behauptet, „die gute alte Zeit“ sei höflicher gewesen als die unsere, wir glauben das nicht und sind keine Lobredner derselben. Wir behaupten kühn: wer sie vorbehaltlos preist, kannte sie nicht und spricht nur gedankenlos nach, was andere vor ihm sagten, oder er preist darin nur seine Jugend. Wenn es thalwärts geht mit dem Menschen und die langen Abendstunden in sein Leben fallen, dann denkt er mit Entzücken an das Morgenrot der Jugend, wo er den Lebensweg so goldumsäumt vor seinen trunkenen Blicken liegen sah. Die gute alte Zeit hat andere Formen gehabt als wir, höflicher war sie indessen nicht, und selbst ein Franzose, der auf der höchsten Höhe des Lebens stand, Napoleon I., konnte unhöflich gegen die Königin Luise, welche zugleich eine schöne Frau war, sein.

Wir dürfen wirklich nicht bedauern, daß man das viele Händeklaffen, die tiefen Knixe und die phrasenhaften Anreden über Bord geworfen hat, sie sind das Kokett der Höflichkeit und passen wirklich nur für so ein zierliches Kokettgürchen mit geschürztem Röschchen. Nur dies kann man sich in einer solchen Situation vorstellen, wie es tänzelt und knixt, wie es Hüftchen wirft und gekümmelt unter den Schönpflüsterchen hervorlächelt, aber nimmermehr eine Spitzgente oder Hero mit den edlen Linien ihrer Gewandung. Bei ihnen sagt ein Neigen des Hauptes, begleitet von einem Blick, der das ausdrückt, was die Seele erfüllt, ein ruhiger Händedruck alles. Bei ganz besonderen Anlässen wird die Kniebeugung in ihre Rechte treten. Aus der Kokett-Höflichkeit sind wir herausgewachsen, mancher ist vielleicht etwas zu weit nach der Seite verschlagen, denn höflich oder anmutig können wir das rickartige Neigen des Hauptes oder das bloße Niedersehen der Augenlider, das bei manchen jungen Damen als Gruß gelten soll und das sie so außerordentlich „chic“ finden, nicht nennen. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß diesem Gruß auch die Zierlichkeit des geschmücktesten Kokett abgeht, während andererseits auch nicht das Geringste an die einfache Größe der

Antike gemahnt.

Ein ruhiges Neigen des Hauptes, wie wirkt es so anmutig, und was vermag mit einem solchen Gruß alles ausgedrückt zu werden! Wer hätte nicht schon Liebe, Verehrung, Freude, Ergebenheit, ja auch Gleichgiltigkeit oder gar noch Schlimmeres aus solchem Gruß herausgesehen, denn so einfach unsere Grußformen erscheinen, sie können für jede seelische Regung eine Nuance haben. Die Forderungen des guten Tones verbieten freilich eine zu deutliche Darlegung der Gefühle in der Gesellschaft, sie fordern unbedingte Beherrschung und Zurückdrängen des eigenen Ich. Wer hier durch einen Gruß seinen Gefühlen Ausdruck geben will, hat dies so einzurichten, daß dies nur derjenige bemerkt, dem sie gelten.

Die Kenntnis wo, wann und wie begrüßt werden soll, setzen wir bei jedem gebildeten Menschen voraus, in fremden Ländern wird man sich darüber belehren. In dem freieren England zum Beispiel grüßt eine Dame zuerst einen ihr beugenden Herrn auf der Straße, bei uns in Deutschland würde man dies noch als einen Verstoß gegen den guten Ton betrachten.

Die Art, wie jemand zu grüßen hat, wie viel oder wie wenig Vertraulichkeit in seinem Gruß liegen darf, ist Sache des Gefühls, hier zeigt sich der Takt und die gesellschaftliche Bildung des einzelnen ganz besonders, aber Höflichkeit wird für jeden Gruß die unerlässliche Bedingung sein. Vor allem wird jeder auch darauf zu achten haben, daß er in der Gesellschaft zuerst die älteren Personen zu begrüßen habe, wie auch die Stellung einzelner dabei zu berücksichtigen ist, es soll sich niemand durch seine Wünsche und Neigungen, die ihn vielleicht zuerst zu der Jugend ziehen, beeinflussen lassen.

Bei den großen Hof- und Staatsaktionen sind für die Reihenfolge und die Art der Begrüßung, welche auch mit der Kleiderordnung zusammenhängt, genaue Etiketteregeln vorgeschrieben, denen sich jeder strengstens zu fügen hat. Die Grundbedingungen des gesellschaftlichen Lebens liegen in der Innehaltung seiner bestimmten Formen, und die meisten Menschen werden sich ihnen auch gern fügen. Wer dies nicht kann oder es nicht mag, der stellt sich außerhalb des Kreises, und die Gesellschaft pflegt ihn gemeinhin fallen zu lassen.

Höflichkeit ist aber nicht allein eine gesellschaftliche Tugend, wir sollten so von ihr durchdrungen sein, daß wir sie auch im Hause gegen unsersgleichen und vor allem auch gegen unsere Untergebenen üben! Es giebt Menschen, die in der Gesellschaft wirklich comme il faut sind und die zu Hause ihren nächsten Angehörigen gegenüber sich oft als unbarmherzige Tyrannen entpuppen. Es scheint fast, als seien solche Menschen froh, sich für den Zwang, den ihnen die Gesellschaft auferlegt, im eigenen Hause rächen zu können. Schön ist das gerade nicht, und deshalb sollen wir stets daran denken, daß nur die Höflichkeit gegen jedermann die Rauheiten unseres Charakters glätten und diesen bessern kann.

Die praktischen Engländer denken sehr hoch über den Wert der Höflichkeit, und Lord Chesterfield sagt von ihr: „Ohne Höflichkeit nützen alle Talente und Tugenden nichts. Sie ist das Ergebnis eines gebildeten Verstandes, ein gewisses Entfalten seiner selbst zu Gunsten eines anderen, um von diesem Ähnlichkeit zu erlangen.“ Wir Deutsche aber brauchen über unsere Höflichkeit, unsere gesellschaftlichen Formen und die Art unseres Grüßens nicht zu erröten; ein deutscher Händedruck sagt heute noch so viel wie ehedem, und nur ein deutscher Gruß konnte von dem Dichter mit so lieben Worten besungen werden:

„Gott grüße dich! Kein andrer Gruß
Gleicht dem an Innigkeit.
Gott grüße dich! Kein andrer Gruß
Paßt so zu jeder Zeit.

Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß
So recht vom Herzen geht,
Gilt bei dem lieben Gott der Gruß
Soviel wie ein Gebet.“

Sophie von Barneuve.

Die Handlungsreisende.

Von Paula von Hohenfels.

Nachdruck verboten.

Peter Bayer und Sohn stand mit weißen Lettern auf schwarzem Grunde über dem mächtig großen Verkaufslokal einer Strumpfwaren-Manufaktur in einer sächsischen Fabrikstadt zu lesen. Länger als ein halbes Jahrhundert befand sich die alte Tafel an derselben Stelle, über demselben Gewölbe, aber sie hatte jetzt ihre Bedeutung im eigentlichen Sinne des Wortes verloren. Der gegenwärtige Inhaber des Geschäftes, der vordem bei seinem Vater der „Sohn“ gewesen, wie jener ehemals bei seinem Vater, dem ehrlichen Strumpfwirer, der das Geschäft begründet hatte, besaß keinen Sohn, oder besser: er besaß ihn nicht mehr. Er hatte ihn verloren, seinen Erstgeborenen, der auch der einzige geblieben war, denn es waren ihm nur noch Töchter gefolgt, und mit ihm seinen Stolz und seine Hoffnung. Peter Bayer hatte davon geträumt, seinem Peter Franz werde es gelingen, seine Firma zu einer der ersten der Stadt und des Landes zu machen.

Die bisherigen drei Inhaber des Geschäftes hatten das

dieser doch, daß der Sohn von Jahr zu Jahr den Kundenkreis erweitere und von jeder Reise einige Aufträge mehr mit nach Hause bringe. Wie weit dies seine Richtigkeit hatte, oder in der Phantasie des guten Mannes beruhete, bleibe dahingestellt; eins aber war gewiß: daß Peter Franz von einer Reise neben den Aufträgen eine sich in einem sehr bösen Husten äußernde schwere Erkältung heimbrachte.

Alle Hausmittel der Mutter erwiesen sich dagegen ebenso unfruchtbar, wie die Arzneien des Arztes, den man endlich herbeigerufen hatte; letzterer machte eine immer bedenklichere Miene und sprach von einem Aufenthalt im Süden. Doch ehe man sich für eine solche Reise schlüssig hatte machen können, trat der junge Reisende eine andere an in ein Land, von dannen es keine Wiederkehr giebt. Ein Blutsturz machte seinem Leben ein schnelles Ende.

Trostlos standen die Eltern und die Schwestern an der Bahre des Verbliebenen. Dahin der Stolz, dahin die Hoffnung der Zukunft, dahin aber auch die Stütze für den Augenblick. Die Zeit war da, wo die Reise gemacht werden mußte, um die Aufträge für die Frühlings- und Sommerjaison entgegenzunehmen; jede Verzögerung bedeutete eine schwere Schädigung

geführt worden sei. Sie senkten auch sämtlich die Köpfe unter dem Vorwurf, der ihnen heute nicht zum erstenmale gemacht wurde, obgleich sie sich redlich bemühten, den Eltern die Last, welche sie ihnen durch ihr Dasein vererbt hatten, möglichst zu erleichtern. Sie waren hübsche, frische, fleißige und intelligente Mädchen und erparten dem Vater im Kontor wie in der Fabrik die bezahlten Arbeitskräfte. „Ach, wäre nur eine von euch ein Sohn, so hätte alle Not ein Ende,“ fuhr Frau Bayer in ihrer klagenden und anklagenden Weise fort, „dann könnte der jetzt auf die Reise gehen.“

„Warum kann ich das nicht?“ sagte Bertha, den Kopf mit den schweren aschblonden Flechten erhebend, und richtete die klugen, dunkelgrauen Augen fragend und bittend auf die Eltern.

„Liebes Kind, wach ein Einfall!“ sagte der Vater kopfschüttelnd und mit einem schwachen Lächeln, während die Mutter verweisend rief: „Rede nicht solch albernes Zeug; zum Scherzen sind wir wahrlich nicht aufgelegt.“

„Es ist keineswegs mein Scherz, sondern mein Ernst,“ entgegnete Bertha gelassen. „Seit Jahren führe ich die Korrespondenz mit unseren Abnehmern, kenne sie und ihren Be-



Kindtaufe in Oberbayern. Gemälde von Bock.

Photographieverlag der Photographischen Union, München.

nicht zuwege gebracht; es besaß zwar einen festen, aber nur kleinen Kundenkreis, was darin seinen Grund haben mochte, daß es wohl gute, solide, durchaus tafelfreie Waren lieferte, aber hinter der herrschenden Mode nicht selten um einen Schritt zurückblieb und sich niemals auch nur zu der geringsten Herabminderung des einmal geforderten Preises verstand. Herr Bayer setzte voraus, daß auch sein Sohn Peter Franz den gleichen Prinzipien huldigen werde, hoffte dabei aber doch, daß er das Geschäft zu einem bisher noch nicht dagewesenen Aufschwung bringen und dadurch nicht nur den Glanz der Firma erhöhen, sondern auch die Vermögensverhältnisse der Familie, die sich in bescheidenen Grenzen gehalten, verbessern werde.

Wie Peter Franz das eigentlich zustande bringen sollte, war dem guten, leidlich gewekten Jungen ebensowenig klar wie dem Vater, der allerdings ein übriges damit gethan zu haben glaubte, daß er den Sohn, nachdem dieser ein Realgymnasium besucht, noch ein Jahr auf eine Weberschule geschickt hatte. Darauf hatte er ihn in sein Geschäft genommen, dort die Lehrjahre durchmachen lassen und ihn dann auf die Wanderschaft geschickt, ganz in derselben Weise, wie es vordem sein Vater und Großvater gethan. Es war nämlich Tradition der Firma, daß nie ein Fremder, sondern immer der Chef des Hauses selbst die Reisen machte, um der Kundschaft die Muster vorzulegen, Aufträge entgegenzunehmen und Gelder einzukassieren, und war ein „Sohn“ vorhanden, so fiel diesem die Rolle des Reisenden zu.

Peter Franz fand sich mit dieser Rolle ganz gut ab. Wenn auch von dem gewaltigen Aufschwung, von welchem der Vater geträumt, noch immer nichts zu spüren war, so behauptete

des Geschäftes, und der alte Peter Bayer war seit Jahren des Reisens entwöhnt, dazu jetzt durch den Schmerz gebeugt, auch häufig von rheumatischen Leiden heimgesucht.

Am Tage nach dem Begräbnis des Verstorbenen saßen Vater, Mutter und Töchter in ernster Beratung bei einander. „Es bleibt nichts übrig, ich muß in den nächsten Tagen auf die Reise gehen,“ sagte der alte Bayer.

„Du, Peter?“ rief die Frau, und ein neuer Thränenstrom ergoß sich aus den Augen, die seit vielen Tagen nicht viel trocken geworden waren. „Setzt, in dem Wetter, wo du dich schon so elend fühlst? Das leide ich nicht!“

„Nein, nein!“ stimmte die jüngste Tochter, sich an den Vater schmiegend, bei, „sollst du uns auch krank werden und sterben?“

„Aber was soll werden, Kinder?“

„Du mußt einen Reisenden nehmen, Vater,“ riet Marie, die älteste.

„Einen fremden Menschen, der unsere Kundschaft nicht kennt, der kein Interesse für das Geschäft hat?“ meinte Bayer.

„Wahr, wahr!“ stöhnte seine Frau, „und doch bleibt nichts anderes übrig.“

„Peter Bayer und Sohn haben noch niemals einen fremden Reisenden hinausgeschickt!“ murmelte der Alte, „ich kann das nicht thun, und bedenkt die Kosten! Wie soll das Geschäft sie tragen?“ Er stützte das schwere, müde Haupt in die Hand und starrte trostlos vor sich hin.

„Daß ihr auch alle Mädchen sein müßt!“ sagte Frau Bayer und sah die vier Töchter der Reihe nach mit Blicken an, als ob diese Thatsache lediglih durch deren Böswilligkeit herbei-

darf, warum sollte ich nun nicht mündlich mit ihnen verkehren können?“

„Weil du ein Mädchen bist,“ erwiderte die Mutter herb. „Willst du dich etwa Tag und Nacht auf der Landstraße umhertreiben?“

„D, man fährt ja jetzt überall auf der Eisenbahn,“ bemerkte Bertha mit einem leisen Lächeln, brachte die Mutter aber dadurch nur noch mehr in Harnisch.

„Willst du am Ende allein in den Hotels logieren, mit den anderen Reisenden abends in den Gastzimmern sitzen, Witz reifen, Skat spielen, rauchen, Bier trinken?“ schalt sie. „D, ich hätte nie gedacht, daß eine meiner Töchter auf solche emanzipierte Dinge kommen könnte!“

„Liebe Mutter, alles das liegt mir sehr fern!“ beteuerte Bertha. „Du weißt, Vater —“

„Ja, ja ich weiß, daß du es gut meinst,“ unterbrach sie Bayer und streichelte ihr die Wange. „Aber es geht nicht! Was sollen hier am Orte die Leute davon denken?“

„Nun die wüßten doch, wie alles zugegangen.“

„Und meine Kunden würden das gewiß übel nehmen. Du bekämest keinen Auftrag!“

„Das kommt doch auf die Probe an. In Frankreich giebt es schon viele weibliche Handlungsreisende, und niemand nimmt Anstoß daran.“

„Komm mir nur nicht damit. Was in Frankreich Sitte ist, scheidt sich für uns noch lange nicht, und kurz und gut, ich will davon nichts weiter hören.“ Mit diesen Worten stand Frau Bayer auf und verließ, wie um jede weitere Erörterung abzuschneiden, das Zimmer. Trotzdem kam das willenskräftige

Mädchen noch einmal auf ihren Vorschlag zurück, jedoch nicht mit besserem Erfolg. Selbst den Schwefel, die doch sonst zu ihr hielten, erschien der Gedanke abenteuerlich, und sie nannten sie spottend die „Handlungsreisende“.

Wenige Tage später packte Peter Bayer wirklich seine Musterkoffer und reiste ab. Er kam aber nicht weit. In Leipzig ward er von so heftigen rheumatischen Schmerzen befallen, daß er nur mit der äußersten Anstrengung und Gefahr nach seinem Wohnort zurückkehren konnte, wo ihn ein Unfall seines Leidens voraussichtlich für mehrere Wochen an das Lager fesselte. Diese Wochen aber waren unwiederbringlich. Gingen sie ungenützt vorüber, so war nicht nur das Geschäft dieser Saison, sondern vielleicht ein großer Teil der Kundschaft überhaupt verloren.

Am Bette des kranken Vaters sitzend, wiederholte Bertha ihre Bitte: „Laß mich hinaus! Wenn ich auch nicht viel ausrichte, so geht uns doch wenigstens nicht alles verloren. Die Reisekosten wird der Versuch schon tragen.“

„Es geht nicht, es ist wider alles Herkommen!“ stöhnte der Kranke.

Bertha aber kam immer wieder, und von Tag zu Tag wuchs die Verlegenheit.

„So reise denn — meinetwegen!“ sagte der Vater endlich nach einer schlaflosen, in Schmerzen verbrachten Nacht, „ich sehe jetzt selbst keinen anderen Ausweg, denn wenn ich selbst einen Reisenden annehmen wollte, wo bekäme ich sogleich einen mit der Eigenart unseres Geschäfts vertrauten und zuverlässigen Menschen her?“

Noch am selben Tage stellte Bertha die Koffer mit den Mustern und das ihre eigenen Habseligkeiten enthaltende Kofferchen reisefertig, nahm von der noch immer großenden Mutter und den zweifelnden und besorgten Geschwistern Abschied und trat die Reise an.

In den Tricotage-, Weiß- und Schnittwarengeschäften der größeren und kleineren Städte Sachsens und Thüringens, der Mark Brandenburg und Pommerns, sowie Mecklenburgs und Holsteins erregte es in den folgenden Wochen nicht geringes Aufsehen, daß als Reisender der alten Firma „Peter Bayer und Sohn“ sich ein schwarzgekleidetes junges hübsches Mädchen vorstellte. Berthas Erscheinen im Geschäftslokale in Begleitung eines Dieners, der ihr den Musterkoffer trug, erregte meist einen kleinen Auflauf unter dem Geschäftspersonal, was dann gewöhnlich nicht geeignet war, den Chef günstiger für die Neuerung zu stimmen.

„Habe nicht Lust, der albernen Mode Vorstoß zu leisten“, brummte der erste Chef zwischen den Zähnen und erklärte ihr, er habe für diesmal keinen Bedarf. Bertha Bayer ließ sich aber dadurch nicht aus der Fassung bringen. Sie habe bei ihrer Anwesenheit am Orte doch nicht verfehlen wollen, das Haus, mit welchem ihr Vater in so angenehmer langjähriger Verbindung stehe, anzuschauen, antwortete sie, und wenn man auch für heute nichts bedürfe, so möchte sie doch bitten, in Zukunft freundlich an sie zu denken. Dabei hatte sie dann wie von ungefähr ihren Koffer geöffnet, der Widerhaarige warf einen Blick hinein, und ehe er es sich versah, hatte er eine Auswahl getroffen und dem bescheidenden und so gar nicht aufdringlichen Mädchen eine größere Bestellung gemacht, als der gewiegteste „Reiseonkel“ von ihm davongetragen haben würde.

„Na, da hat mir Herr Bayer aber einen schmecken Reisenden geschickt!“ rief ihr der zweite entgegen und suchte sich mit ihr auf den Fuß scherzender Vertraulichkeit zu setzen, verstimmt aber betroffen, als sie schlicht und einfach berichtete, was sie veranlaßt, die Geschäftsreise zu übernehmen. Um die Ueberzeugung gut zu machen, gab er ihr einen ansehnlichen Auftrag. An einem dritten Orte hatte der Chef bereits vom Tode des Bruders und der Krankheit des Vaters erfahren und empfing sie schonend und zuvorkommend. An anderen Orten fehlte es indes auch nicht an Spott und Hohn, an offenen und versteckten Kränkungen seitens der Männer, wie durch Personen des eigenen Geschlechtes. Bertha ertrug alles mit Würde und Geduld und hatte die Genugthuung, ihre Widersacher in den meisten Fällen zu entwaffnen.

Gegner erstanden ihr namentlich aus den Reihen der Kollegen, mit denen sich die Berührung nicht ganz vermeiden ließ, trotzdem sie stets die solidesten Gasthäuser aufsuchte und sich in den Stunden, wo sie nicht im Geschäft thätig sein konnte, still auf ihrem Zimmer hielt; begann sich doch bereits der Meid und die Besorgnis zu regen, daß nun auch dieser in Deutschland wenigstens von den Männern bisher allein behauptete Posten durch wagennütige Frauen occupiert werden würde. Aber auch diese Klippen wußte sie glücklich zu umschiffen, und als sie nach mehrwöchentlicher Tour glücklich wieder in der Heimat antraf, da wurde sie von dem Vater mit Freude und Dankbarkeit, von den Geschwistern mit Jubel empfangen, während die Mutter in Verlegenheit war und nicht recht wußte, ob sie ihr wegen ihres eigenmächtigen, „unweiblichen“ Schrittes noch grollen oder ihn in Anbetracht des Erfolges stillschweigend gutheißen sollte. Bertha hatte überraschend viele Bestellungen nach Hause geschickt.

Indes wollten die Eltern die Reise nur als einen Notbehelf ansehen, und es ward beschlossen, nunmehr einen Reisenden zu engagieren und ins Geschäft einzuführen. Aber ging Herr Bayer dabei nicht mit ernstlicher Absicht zu Werke, oder sagte ihm wirklich keiner der Bewerber zu, genug die Unterhandlungen zerschlugen sich, und man ließ, als die Zeit für die nächste Reise herangekommen war, die Tochter auch die zweite Tour unternehmen. Das dritte Mal dachte schon niemand mehr, daß es anders sein könnte. Und im Hause Bayer war es von jetzt an ganz selbstverständlich, daß Bertha die Reisen besorgte, und auch den Abnehmern wäre mit einem andern Reisenden durchaus nicht gedient gewesen: „Fräulein Peter Bayer“, wie sie genannt ward, hatte sich allgemein Vertrauen erworben.

Jahre sind seitdem vergangen, und Bertha Bayer reist noch immer, obwohl sie es eigentlich gar nicht mehr nötig hätte, denn was Vater Bayer einst vom Sohn erhofft, das hat die Tochter erfüllt. Die intelligente Reisende war nicht nur darauf bedacht, die vorhandene Ware zu verkaufen, sondern auch die Wünsche der Abnehmer zu studieren, dem Pulsschlag der Mode zu lauschen und ihr vorauszuweilen.

„Peter Bayer und Tochter müßte die Firma lauten“, sagte der Vater, als er sich vom Geschäft zurückzog und es seinen Schwiegerjöhnen übergab, denn zwei der Töchter hatten sich

mit tüchtigen Kaufleuten verheiratet. Bertha, die unvermählt geblieben und als vollberechtigte Teilhaberin eingetreten war, antwortete aber: „Lassen wir es bei dem alten Namen! Wir haben ihn in Ehren übernommen und weitergeführt. Dafür wollen wir aber den Wahrspruch des wackeren Moritz Wirth kunstvoll ausführen und in silbernem Rahmen zur Mahnung für die Geschwister und deren Kinder im Geschäftslokale aufhängen lassen, den Wahrspruch: „Der Mensch ist zu jeder Arbeit berechtigt, zu der er befähigt ist.““

Adalbert Matkowsky.

Nachdruck verboten.

Ein gefeierter Liebling des deutschen Publikums, ganz besonders des jüngeren weiblichen Teils desselben, ist der Berliner Hofschauspieler Adalbert Matkowsky. Der geniale Künstler, am 6. Dezember 1858 zu Königsberg i. Pr. geboren, wurde schon mit neunzehn Jahren für das Fach der jugendlichen Helden und Liebhaber an die Dresdener Hofbühne engagiert. In ihrem Verbanne verblieb er von 1878 bis 1886, um in diesem Jahre nach Hamburg an das dortige Stadttheater überzusiedeln. Nach drei Jahren wurde er für das königliche Schauspielhaus in Berlin gewonnen, wo er seither als Held, Liebhaber und Charakterdarsteller im jugendlichen Fache thätig ist.

Matkowsky ist eine wirkliche, echte Künstlernatur; seine Leistungen wirken stets von innen heraus und sind deshalb eines nachhaltigen und tiefen Eindruckes immer sicher. Der treffliche Künstler verfügt über herrliche, nie verjagende Naturmittel: eine ritterliche, edle Erscheinung und ein kraftvolles, wohlklingendes Organ; die Inspiration ist bei ihm weit mächtiger als die bloße Reflexion und das Studium. Er weiß den modernen Realismus mit romantischem Schwung und poetischem Feuer zu verbinden, sodaß seine Leistungen etwas durchaus Eigenartiges haben. Matkowskys Repertoire ist ein sehr umfassendes; denn sein Talent ist nicht auf das Klassische, Heroisch-Deklamatorische beschränkt, sondern für alles rein Menschliche befähigt, das über die platte Wirklichkeit hinausragt. Seine Hauptrollen sind Romeo, Karl Moor, Arnold von Melchthal, Max Piccolomini, Don Carlos, Faust u. a. Während seiner alljährlichen Gastspielreisen hat Matkowsky wohl in allen größeren Städten Deutschlands, zum Teil auch des Auslandes die bedeutendsten und dauerndsten Erfolge erzielt.

G. D.

Allerseelen.

Nachdruck verboten.

Der Himmel ist so thränenschwer,
Im fahlen Witwenkleide,
Gestickt von keinem Blümchen mehr
Erscheint die dunkle Heide.
Die Bäume prangen farbig zwar,
Doch mahnt der Zweige rotes
Und gelbes Laub nur an Gefahr
Des Scheidens und des Todes.
Der Herbstwind schläft im Wolfenzelt,
Sein Hauch ist doch zu spüren,
Die Raben krächzen auf dem Feld,
Es scheint auch sie zu frieren.
Es dunkelt bald, der Nebel wallt,
Der Tag geht früh zur Reigen,
Zum Kirchhof ohne Aufenthalt
Schwebt's wie Gespensterreigen.
Dort scheint der Lenz mit holder Pracht
Noch einmal uns zu grüßen,
Doch ist's ein Trugbild, nachgemacht
Dem längst entschwundenen, süßen.
Die Blumen sehen frostig aus,
Auch auf den kalten Steinen
Lockt uns der schönste Rosenstrauch
Doch nur zu bitterm Weinen.

Vina Güttnner.

Rückkehr von der Taufe in Dachau.

(Hierzu die Abbildung S. 429.)

Nachdruck verboten.

Unfern von München, an der nach Ingolstadt führenden Eisenbahnlinie liegt auf der Höhe über der Amper und mit großartigem Ausblick über die oberbayrische Hochebene von Salzburg bis zum Grönthen bei Sonthofen der schöne Marktflecken Dachau, nach welchem auch das bekannte „Moos“ benannt wird. Es ist dies eine 37 km lange und etwa 7 km breite Sumpfebene, 478 m über dem Meere, nordöstlich von Fürstenseefeldbruck am rechten Ufer der Amper bis zur Jyar sich erstreckend, eine reiche Lagerstätte von Brennmaterial, die in volkswirtschaftlicher Beziehung immer mehr an Bedeutung gewinnt, je mehr die Kultivierung und Verarbeitug in Torfstichen fortschreitet. Sie ist größtenteils mit Niedriggras bewachsen, vorläufig nur stellenweise durch Torfstich und Entwässerung kultiviert und mit Ansiedelungen besetzt. Von den hart an den Fluß tretenden Höhen scheint das Schloß Dachau weit ins Land hinein, und doch liegt sein erstes Stockwerk auf gleicher Höhe mit dem Pflaster der Neuhäuser Gasse in München; so bedeutend fällt das Land zwischen beiden, nur vier bis fünf Stunden von einander entfernten Orten ab. Jetzt ist ein großer Teil des Schlosses niedergelegt, und seine reichen Schätze an Wand- und Deckengemälden befinden sich im Nationalmuseum zu München. In der Burg hauste in alter Zeit ein Dynastengeschlecht eigener Grafen aus dem Hause Schehern, die aber 1182 ausstarben, worauf Dachau durch Kauf an Otto von Wittelsbach, Herzog von Bayern, kam. Im dreißigjährigen Kriege eroberten es die Schweden 1633 und später, 1648, abermals nach einer nicht unbedeutenden Schlacht daselbst. Heute besitzt der Ort, der zugleich Sitz eines Bezirksamtes und eines Amtsgerichtes ist, zwei Kirchen, ein Distriktskrankenhaus und ein Denkmal des Kurfürsten Karl Theodor, sowie mehr denn 3000 fast nur katholische Einwohner, welche Papier- und Malzfabrikation, Bierbrauerei und wichtigen Getreide- und Holzhandel betreiben. Landschaftliche Reize bietet eine Wanderung durch die

Fläche zwischen Dachau und Bruck wohl kaum, dafür aber Interesse für Freunde der Völkerverkunde. Denn es finden sich hier mitten in der bajuvarischen Bevölkerung des Landes wendische Elemente eingeprengt, welche ihre Stammeseigentümlichkeiten in Haus und Tracht bis auf unsere Tage treu bewahrt haben. Der Bajuware verschmätzt den Leinenfittel des Wenden; dafür fallen die Dachauer Bauerfrauen durch ihre absonderliche Tracht auf. Sie stecken in schweren, schwarzen Faltentröcken, deren Hüften dadurch eine unbeschreiblich häßliche, eckige Form bekommen, während der Oberkörper in der Seidenjacke mit den unnatürlich hohen Puffärmeln und dem nicht minder unnatürlich niederartigen Brustlaze, der, von Goldkette strotzend, sich vorn an die Brust einem Brette nicht unähnlich anlegt, künstlich gekürzt und die runden Formen der Hüfte gewaltsam unterdrückt werden. Dieser schwere Faltentrock oder „Bollenfittel“ reicht nur bis über die Knie, und in die Strümpfe sind farbige Verzierungen reichlich eingestickt. Das einzig hübsche an dieser originell geschmacklosen Kleidertracht, die jedoch zu großer Entfaltung bäuerlichen Reichtums gute Gelegenheit bietet, sind die schwarzen Spitzenhäubchen mit den an Stirn und Schläfen weit ins Gesicht vorragenden Spitzen, während an Festtagen ein goldenes Nest kunstreich ins Haar eingebaut wird.

So beiläufig zeigen sich auch die Gestalten auf unserm Bilde, welches die Rückkehr von der Taufe zu der in ihrem Lehnstuhle sitzenden Bäuerin darstellt und den gewaltigen Unterschied zwischen der schlichten Männertracht und dem feierlichen Aufzuge der Weiber deutlich wahrnehmen läßt. f. v. h.

Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

— Eine Bildhauer-Akademie für Damen wird jetzt in Berlin von dem durch sein Werk „Schneckenburger, Denkmal in Tullkingen“, allgemein bekannten Bildhauer Zahn (W., von der Heydtstr. 8) begründet. In der neuen Anstalt wird jungen Damen gründlicher Unterricht im Modellieren nach Gipsabgüssen der Antike, sowie nach dem lebenden Modell erteilt.

— Die neuen Berliner „Gymnasialkurse für Frauen“ wurden am 12. Oktober d. J. eröffnet. Die Kurse finden in der städtischen Charlottenschule (Stieglitzerstraße 29) in den Nachmittagsstunden statt und dauern voraussichtlich drei bis vier Jahre. Das Honorar beträgt 125 Mark für das Semester. Die in den Gymnasialkursen verfolgten Methoden sind auf völlig erwachsene berechnet, sodaß der Eintritt etwa mit dem achtzehnten Lebensjahre ratsam erscheint. Das Minimaleintrittsalter ist das vollendete sechzehnte Lebensjahr. Eine weitere Eintrittsbedingung ist das Bestehen einer Aufnahmeprüfung, in welcher diejenigen Kenntnisse nachzuweisen sind, die programmmäßig in einer vollaufgestalteten höheren Mädchenschule erworben werden. Die Teilnahme an einzelnen Kursen ist gestattet. Anmeldungen sind an die Leiterin der Kurse, Fräulein Helene Lange (Berlin W., Schöneberger Ufer 35) zu richten.

— Prämiert wurden bei der Preisverteilung der Kunstausstellung, die zur silbernen Hochzeit des italienischen Königspaares in Rom veranstaltet war, auch drei deutsche Künstlerinnen: Charlotte Poppert, Maria Weber und Hermine von Preuschen. — Preise erhielten auf der kolumbischen Weltausstellung in Chicago die deutschen Malerinnen Frau Vegas-Parmentier, Frä. Fanny Gble von Geiger, Frau Marie Kalkreuth, Frau Wilma Parlaghy, Frä. Doris Raab, Frä. Auguste Schepp und Frä. Agnes Stamer.

— In Karlsruhe wurde das vom Verein „Frauenbildungsreform“ begründete Mädchengymnasium, das zwölfjährige Schülerinnen aufnimmt und einen sechsjährigen Lehrkurs plant, am 16. September d. J. mit 17 Schülerinnen eröffnet.

— h. Als tüchtige Bildhauerin hat sich in den Hofreisen die Gemahlin des holländischen Gesandten Frau van der Hoeven einen Ruf erworben. Sie ist eine Schülerin des großen russischen Bildhauers Antakolsky.

— l. Eine neue Lebensbeschreibung Chopins ist von Mlle. Janot ha und der Fürstin Gartoryska, einer der geschätztesten Freundinnen und Schülerinnen des Komponisten, veröffentlicht worden.

— Das von dem böhmischen Damenverein „Minerva“ in Prag begründete Mädchengymnasium hat bereits vor einem Jahre die ersten Abiturientinnen entlassen. — Die Wiener „Lateinschule für Mädchen“, im Oktober 1892 mit 28 vierzehnjährigen Schülerinnen eröffnet, wird in diesem Jahre von 54 Schülerinnen besucht. Das Schulgeld beträgt monatlich 15 Gulden.

— c. Die Malerin Aimée Rapin, die mit dem Fuße maft, hat kürzlich ein wohl gelungenes Pastellporträt der Herzogin von York angefertigt. Aimée Rapin ist die Tochter eines Genfer Rechtsanwalts; sie wurde mit verkrüppelten Händen geboren, beendete sich jedoch schon als Kind bei verschiedenen Arbeiten der Küche. Als fünfzehnjähriges Mädchen lernte sie malen und gilt heute für ein hervorragendes Talent in ihrer Kunst.

— In England leben jetzt über eine Million Witwen. Am letzten Zählungstage gab es in England und Wales 8 716 363 unverheiratete männliche und 8 908 665 unverheiratete weibliche, 4 851 548 verheiratete männliche und 4 916 649 verheiratete weibliche Personen, 484 991 Witwen und 1 124 310 Witwen. Davon waren 71 Witwen und 169 Witwen über 15 Jahre und unter 20 Jahre alt, und 2095 Witwen und 3840 Witwen über 20 und unter 25 Jahre alt.

— l. Im verflossenen Jahre sind in England rund 400 Patente von Frauen erworben worden, teils für das Fertilgewerbe, teils für elektrische und Eisenbahn-Vorrichtungen, besonders aber für Zwecke der Pflege und Heilung von Kranken.

— l. In 21 Rechtsanwaltsfirmen der Vereinigten Staaten von Amerika sind Mann und Frau Kompagnons. — l. Das neue Fabrikaufsichtsgesetz des Staates Pennsylvania verlangt, daß fünf von den Fabrikinspektoren Frauen mit einem Jahresgehalt von 1200 Dollars sein sollen.

— c. Eine Sportleistung eigener Art auf einem Gebiete, das bisher von den Frauen nicht betreten worden war, vollzog in diesem Sommer eine junge Dame, Mrs. Lucille Rodney, aus Galveston in Texas. Sie wettete, in 80 Tagen die 1500 (englische) Meilen betragende Strecke von Galveston bis Chicago zurückzulegen. Die Wette wurde angenommen und als Preis 5000 Dollars bestimmt. Am 16. Mai dieses Jahres trat Mrs. Rodney ihren Weg an und langte am 1. August, also einen Tag vor der angeetzten Zeit, in Chicago an. Sie verbrauchte bei dieser Tour nicht weniger als acht Paar Schuhe und legte jeden Tag durchschnittlich 23 Meilen zurück.

— Totenschau. In Brünn starb Frau Sophie Leiden-trost, eine Nichte des Dichters Nikolaus Lenau; in London Frau Helene Rommel-Heer mann, die einst gefeierte Harfenvirtuosin.

Fromenadenanzug.

(Hierzu das Modenbild Seite 425.)

Für die kalten Tage, wo eine wärmende Hülle nicht allein angenehm, sondern sogar notwendig erscheint, erfreuen sich in diesem Jahre die ganz aus Pelz bestehenden Mäntel und Umhänge einer besonderen Beliebtheit...

(Bezugquelle der Modelle: Pelzumfang: Berlin, C. A. Herpich Söhne, Königsstr. 20; Hut und Schleier: Berlin, W. Holzmann, Mohrenstraße 29.)

Ratgeber für Frauenerwerb.

Frage. Wo bilden wir uns für den kaufmännischen Beruf in Berlin aus? Frida D. und Anna G. in Köpenick.

Antwort. Z. B. in der kaufmännischen Vorbereitungs- und Fortbildungsschule für Mädchen im Dorotheenstädtischen Realgymnasium, die unter Leitung des Professors Dr. B. Schwalbe steht...

Frage. Ich beabsichtige für meinen späteren Erwerb die Haushaltung zu erlernen, möchte aber gleichzeitig einen ländlichen Aufenthalt damit verbinden. Gibt es in der Nähe des Spreewaldes eine derartige Schule? E. v. Z. in Rottbus.

Antwort. Die Haushaltungsschule in Lübben am Spreewald (Leiterin Fräulein Karus) nimmt Pensionärinnen zur Ausbildung an und bietet außerdem für das körperliche Wohlbefinden durch Turnen, Baden, Spaziergänge u. s. w. wohl alles, was Ihren Wünschen entsprechen würde.

Frage. Welche Bildungsanstalten sind zur Aneignung der Kenntnisse, die von einer Korrespondentin im Buchhandel verlangt werden, empfehlenswert? E. W. in Teplitz.

Antwort. Außer einer kaufmännischen Routine, die in Handelsschulen zu erwerben ist, werden von einer Buchhändlerin Litteratur-, Sprach- und geschichtliche Kenntnisse verlangt, um den zeitgenössischen litterarischen Erscheinungen verständnisvolle Beachtung schenken zu können.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „November“.

Fig. 1 zeigt eine elegante, reich mit Zobel verbrämte Toilette aus russischgrünem Sammet, deren leicht schleppender, mit Mohshaar einlage und Seidenfutter versehener Rock mit einem Pelzstreifen umrandet und bogig mit einer schmalen Sammetrippe garniert ist.



Zu Fig. 1.

Eine aus schwerem, cremeweisem Atlas, sowie Seidentrepp gefertigte Braut-toilette ist in Fig. 2 dargestellt. Der vorn runde Rock schließt hinten mit einer Schleppe ab, die im Zusammenhang mit den vorderen Rockteilen mit Einlage und Seidenfutter versehen und innen mit einem 50 Cent. hohen Spitzenvolant garniert ist.

Sehr klebsam und neu ist die für junge Damen bestimmte Hochzeits- oder Balltoilette aus rosa Atlas und Seidentrepp Fig. 3, deren runder Rock aus ersterem Stoff mit zwei Volants aus Krepp garniert ist, welche je am oberen und unteren Rande mit einer Rüsche, sowie schmalen Ritzur abschließen.

(Bezugquelle der Modelle: Berlin, Herrmann Gerjon.)

Allerlei fürs Haus.

Der Unjug im Handel mit Speiseölen und Tafelölen

nimmt leider immer größere Dimensionen an. Besonders wird amerikanisches Schweinefett in größtem Umfange mit Baumwollamenöl vermischt. Da dieses Produkt wiederholt als „amerikanisches Schweinefett“ verkauft wurde, so konnten gegen die betroffenen Händler auf Grund des Nahrungsmittelgesetzes Strafen verhängt werden.

Unter Semper viva-Blumen versteht man echte Naturblumen, die ihre Form und Farbe dauernd behalten. Es sind nicht gepresste oder einfach getrocknete, sondern durch ein besonderes chemisches Verfahren konservierte Blumen. Man unterscheidet die sogenannten „plastischen“ Semper viva-Blumen, aus denen die zierlichen kleinen Arrangements für Verzierungen von Bildern, Spiegeln, Fächern, Nippfächern, Körben und Jardinieren, sowie Bouquets aller Art hergestellt werden...

Für Kleiderarbeiten empfehlen sich, um einen schönen Sitz hervorzubringen, die ebenso einfachen wie praktischen „Prims Patent-Reform-Haken und Dosen“, die nicht bloß in den ersten Tagen, wo die Taille neu ist, sondern bis zum letzten Tage ihres Gebrauches ihre Festigkeit behalten...

Rätsel.

Bei den alten deutschen Festen Wurden stets von allen Gästen Beide ersten gern empfangen, Alles laufte, wenn sie sangen. Wer liebt nicht die letzten beiden? Wer will gern von ihnen scheiden? Sind sie noch so wenig heiter, Ist doch Hoffnung ihr Begleiter!

Buchstaben-Rätsel.

Table with 4 columns and 4 rows of letters: r, r, s, m, m; i, e, e, e, e; t, t, d, d, h; a, a, o, o, i; R, t, W, n, d

Die Buchstaben in den Feldern des obigen Quadrats lassen sich so ordnen, daß sie eine bekannte Stelle aus der Oper „Margarete“ ergeben.

Die Berechnung des Lebensalters.

Eine Dame befand sich mit ihren beiden Töchtern in einer Gesellschaft. Während der Unterhaltung mit einem dort anwesenden Herren fragte sie sie nach ihrem Lebensalter. Die Dame erwiderte nach einigem Zögern lächelnd: „Von meinen beiden Töchtern ist eine vier Jahr älter als die andere. Nach zwei Jahren werde ich doppelt so alt sein als beide zusammen; vor sechs Jahren war ich aber sechs mal so alt als beide zusammen.“

Wie alt war die Dame?

Auflösung des kryptographischen Rätsels Seite 411.

Der Schlüssel ist der Gang des Springers im Rösselsprung. Das Rätsel lautet:

Zwei Spiegel sind die beiden ersten, In die gar oft und gern man blickt. Das Zweite ist ein Kröbstein Lau. Vom Himmel selbst geschickt. Wenn Schicksalsstürme uns getroffen, Läßt es auf Sonnenblick uns hoffen; Das Ganze ist im weiten Land Ein Wälmlein gar wohlbekannt. (Augentrost.)

Auflösung des englischen Rätsels Seite 411.

A road.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen finden keine Beachtung! Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo er auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Verschiedenes. D. 28 in Korneuburg. Diakonissenanstalten in Oesterreich sind uns nicht bekannt. In den deutschen Diakonissenhäusern werden auch Oesterreicherinnen (nur evangelische) unter den in dem Artikel Nr. 29 angegebenen Bedingungen aufgenommen. Das Gesuch ist an die Oberin des Diakonissenhauses zu richten.

Baronin v. N. in Potsdam. Die soeben erschienene illustrierte Hauptpreisliste der bekannten Tapissierwarenfabrik von Francke u. Co. (Gubenfrei i. Schles.) dürfte Ihren Wünschen wohl entsprechen; sie umfaßt in diesem Jahre bereits über 400 Seiten und zahlreiche, durchweg sauber ausgeführte Abbildungen, aus denen Sie sich bei der Auswahl von Handarbeiten das gewünschte Urteil selbst bilden können.

K. in Z. Minna Landin bietet in einer Sammlung von 6 Heften hübsche Vorlagen für Porzellanmalerei (Verlag der Hofbuchdruckerei von Trowitzsch u. Sohn in Frankfurt a. O.). Da Sie schon malen können, dürfte es für Sie nicht schwer fallen, sich allein weiter auszubilden.

Sechsjährige Abonnentin. Nachstehend einige kurze Sprüche für Tischdecken: „Ein froher Gast ist niemands Last“, — „Ein guter Trunk macht Alte jung“, — „Gerechtigkeit pflegen, Mäßigkeit hegen“, — „Ueberfluß macht Ueberdruß“.

Kosmetik und Gesundheitspflege. A. Z. Die Zusammenlegung des Zauerischen Trankes ist uns nicht bekannt; wenn Sie uns eine Probe senden würden, wollen wir das Präparat untersuchen. — 1 Quart ist genau 1,145 Liter, 1 Unze rund 30 Gramm.

L. v. S. in Dresden. Wir glauben kaum, daß der Pfarrer Kneipp einen auch nur geringen Bruchteil seines zahlreichen Zuhörerkreises bei seinem Vortrage in Berlin überzeugt haben wird, Milch sei für Säuglinge zu schwer verdaulich und besser durch Abkochen von geröstetem Getreide (Malztafee) zu ersetzen. Letztere sind in den ersten Lebensmonaten fast wertlos, während entsprechend verdünnte Milch nicht nur das natürlichste, sondern auch das bekömmlichste und nahrhafteste Mittel ist.

Grau. 1) Das mit Paraphenyldiamin gefärbte Haar kann nach dem Trocknen wie gewöhnlich eingeseift werden. 2) Die damit gefärbten Haare mit Theaopflanz zu waschen, würden wir nicht empfehlen, da die Farbe leidet. 3) Nicelore ist entfärbtes Paraphenyldiamin, kann also wie dieses und nach diesem angewendet werden. 4) Um nach einmaligem Färben geliebene Streifen zu entfernen, brauchen diese nur nochmals ganz schwach überfärben zu werden, ohne weitere Vorbereitung. Besser ist es, wenn vorhandene helle Stellen vor der Färbung des ganzen Haares mit der Flüssigkeit behandelt werden. 5) Perücken müssen möglichst aufgepaßt werden, Sie thun daher am besten, sich an einen Friseur in Ihrer Nähe zu wenden. 6) Soll verächtlichigt werden.

Langjährige Abonnentin M. B. in Berlin. Bezüglich der Veröffentlichung von sog. Mitesfern bitten wir Sie das Unterhaltungsblatt zu Nr. 37 dieses Jahrgangs des Bazar nachzulesen. Die Zahnfleischgeschwulst wird nach Festigung der Ursache zurückgehen. Wie dies möglich ist, richtet sich nach dem Grade der Zerstörung des harten Zahnes. Wurzeln hilft nach Einführen eines ganz kleinen, mit Jodtinktur benetzten Wattebäumchens (vorsichtig!), anderenfalls muß der Zahn heraus. Am besten wenden Sie sich sofort an einen guten Zahnarzt.

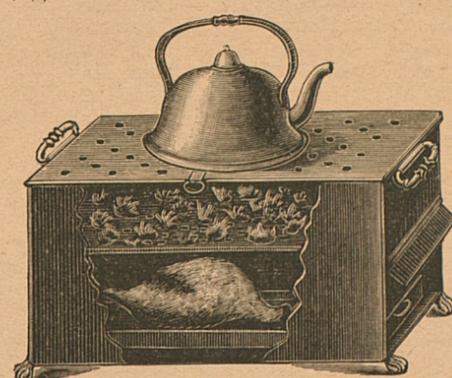
Minna Z. in Sp. Dr. Perls Antifrin, ein Schwefelantimonpräparat, ist, richtig angewandt, nicht schädlich, beseitigt die Gesichtshare in kurzer Zeit und hinterläßt nach der Anwendung keine sichtbaren Spuren. Anwendung nach Gebrauchsanweisung. Das Porto für den Versand nach Oesterreich als Muster ohne Wert beträgt 10 Kf.

G. M. in Wien. Zum Stillen des Blutes bei geringfügigen Verletzungen ist die Benzozhonorewatte zu empfehlen, von der man zweckmäßig immer eine Kleinigkeit bei sich führt. Sie ist recht wirksam, dabei schon weiß und besitzt einen angenehmen Geruch.

Frau Dr. M. in Z. bei Berlin. Mit der „Echtheit“ der süßen Ungarweine für Kranke u. s. w. ist es solche Sache, der größere Teil ist jedenfalls nicht echt. Wenn aber der Wein sonst nur gut ist, so thut die fehlende Echtheit nicht viel zur Sache. Der Wein ist für Kranke weitentlich ein Anregungsmittel, jeder schwere, gute Süßwein anderer Provenienz wird daher denselben Zweck erfüllen.

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer Jagd-Kochapparat aus Eisenblech. Bei größeren Jagden ist es wohl üblich, gemeinsam auf einem Revuevons-Platz sich zu stärken und das Jagdergebnis und Erlebnis beim Mahle und freundschaftlichen Besprechungen. In solchen Fällen pflegen dann auch Jagdkegel und Kochutensilien vorhanden zu sein, in denen ein Stück Fleisch gesotten, ein Braten zubereitet werden kann.



Der neue Jagdkegel besteht, wie aus der Abbildung ersichtlich, aus einem starken, schmiedeeisernen Kasten, welcher in zwei Teile zerfällt. Der obere (Feuertaste) dient zur Aufnahme der Holzstößen und besitzt einen gewölbten Boden mit eigentümlicher Lochung, die, ohne dem Durchzug der Hitze Eintrag zu thun, das Herabfallen von Asche verhindert, da sich diese infolge der Zuganordnung um den aufstehenden Grat des Bodenbodens lagert.

Die Größe, in denen der neue Jagd-Kochapparat gefertigt wird, sind folgende: Nr. 0 ca. 28 cm lang, 17 cm breit, 13 cm hoch, Gewicht ca. 2 1/2 kg, Preis 15 Mk. „ 1 „ 30 „ „ 24 „ „ 28 „ „ „ 3 1/2 „ „ 11 „ „ 2 „ 33 „ „ 24 „ „ 28 „ „ „ 5 „ „ 21 „ „ 3 „ 48 „ „ 26 „ „ 32 „ „ „ 6 1/4 „ „ 27 „

Auch auf Picnics, Nacht- und Bootspartien, im Mandör, sowie schließlich im Haushalt, wenn es sich darum handelt, das Heizen des Bratofens zu vermeiden, wird der oben beschriebene Brat- und Kochapparat umso mehr seine Dienste thun, als sich der Verbrauch an Brennmaterial (Holz, Kohle) stets nur auf wenige Pfennig beschränkt. (Bezugquelle: Magazin des kgl. Hoflieferanten E. Sohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.)

Weihnachtsarbeiten.

Nachdruck verboten.

I.

Wir müssen frühzeitig mit den Weihnachtsarbeiten beginnen, wenn wir etwas Ordentliches schaffen und uns späterhin nicht übereilen wollen. Wir lassen daher schon jetzt verschiedene Abbildungen hier folgen, welche Gegenstände darstellen, deren Herstellung um so leichter zu bewerkstelligen ist, als sie zum größten Teil vorrätig sind.

Fig. 1 zeigt einen Geigenkasten. Wer da weiß, wie oft ein kostbares Instrument in einem einfachen, nur schwarz oder braun lackierten, selten polierten Kasten, der im Musikzimmer überall sichtbar daliegt, aufbewahrt wird, der wird uns recht geben, wenn wir der kostbaren Geige auch eine würdige Umhüllung, die zugleich einen Schmuck des Musikzimmers bildet, geben wollen. Es ist gewiß nicht schwer, den Geigenkasten entweder aus Hornholz neu herstellen zu lassen oder vom Instrumentenmacher einen neuen, ungeschnittenen Kasten zu kaufen.

Das erstere ist empfehlenswerter, da auch Schloß und Griff etwas reicher, als man sie gewöhnlich findet, für wenig Geld sich erwerben lassen und ihrerseits nun mitwirken, den Geigenkasten zu verzieren. Die vergrößerte Zeichnung wird gepaßt auf den Deckel übertragen, schwarz konturiert und der Grund ebenso wie die Seiten mit sepia naturelle nicht zu kräftig gedeckt. Von der Mitte ausgehend werden im Winkel von circa 45° Holzadern, wie wir sie bereits in früheren Nummern in den Holzmalereien besprochen, mit sepia colorée, gebrannter terra di Sienna und leichten, schwarzen Tönen strichweise über den soeben gelegten Grund aufgetragen; das Ornament wird freigelassen, sodas dieses den weißen Holzton zeigt.

Zum Ausmalen können wir hier eine neue, ganz vorzüglich warme und leuchtende Farbe, die Eiweiß-Lasurfarben von Günther Wagner (Hannover) verwenden. Auf Hornholz lassen diese Farben den Silberschein des geschliffenen Holzes vollständig zur Geltung kommen, da sie keine Pore verstopfen; auch geben sie beim Wachsen einen perlmutterartigen Glanz, sodas die Ornamente, richtig behandelt, sich von dem stumpferen Grund so wirksam abheben, als wäre die Verzierung eine wirkliche Einlage. Für die Blumen ist Orange mit einer Abtönung nach innen mit Hellblau (Himmelblau), für die Blattspitzen mit Zinnoberrot zu nehmen. Die Blätter und Stiele werden grün mit Olive abgetönt, die hellsten Lichter etwas leichter gedeckt. Früchte, bzw. die vorhandenen Beeren werden hellgelb, die kleinen Blüten blau, einzelne untere Blätter mit Gelb abshattiert. Die Muschel am Ende des Ornamentes kann goldgelb mit van Dykbraun getönt gemalt werden. Die Farben trocknen schneller als die gewöhnliche Aquarellfarbe. Ist der Grund trocken und der Auftrag der Eiweiß-Lasurfarben 6-8 Stunden alt, so können wir die Malerei mit Wachs überziehen.

Für diese sowohl wie für die folgenden Arbeiten empfiehlt es sich, weißes, gebleichtes Wachs in gereinigtem Terpentin zu lösen und die Masse mit einem ganz reinen, am besten neuen Pinsel aufzutragen. Zum Abbürsten, das erst nach 10-12 Stunden erfolgen darf, nehmen wir eine nicht zu harte Bürste,



Fig. 1. Geigenkasten.

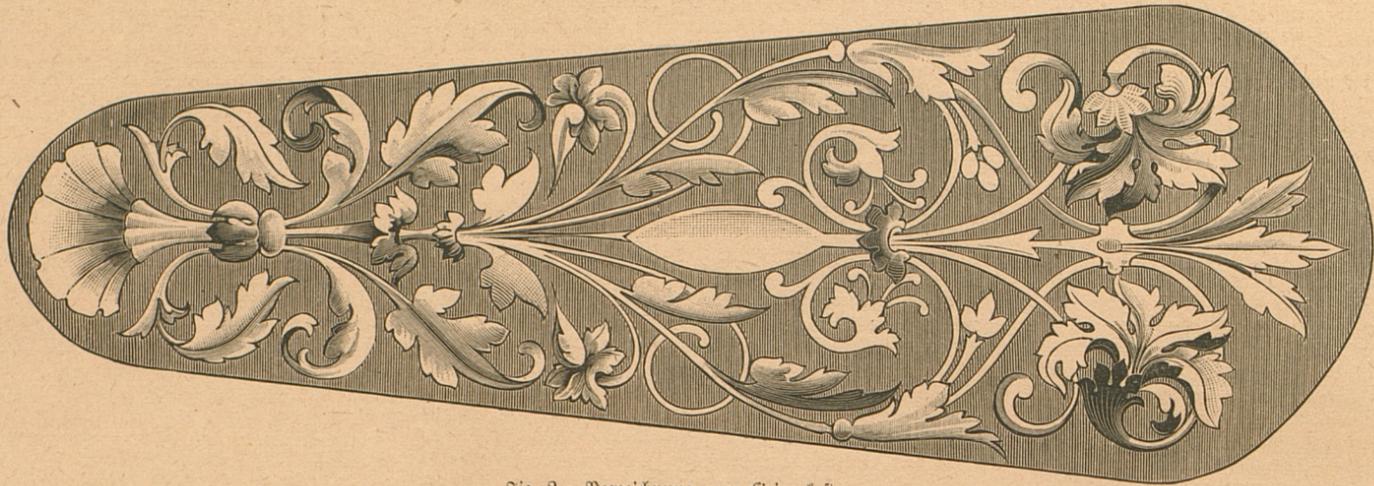


Fig. 2. Vorzeichnung zum Geigenkasten.

die, wenn sie nicht ganz sauber ist, erst in starkem Sodawasser gereinigt und getrocknet werden muß, ehe wir damit das Holz blank bürtten.

Fig. 3 zeigt eine kleine, außerordentlich geschmackvolle Konsole, die nicht nur in Malerei, sondern auch in Kerbschnitt ausgeführt werden kann und hier wie dort eine gut wirkende Arbeit bildet. Ueber den Kerbschnitt ist hier nichts weiter zu sagen, da wir diese Technik schon in früheren Artikeln behandelten. Aufmerksamkeit möchten wir nur auf den langen Schnitt der Palmetten machen, die seitlich und nach vorn streben; ein scharfes Messer wird aber auch diesen Schnitt überwinden (siehe Fig. 4). Die vordere tragende Stütze ist nicht noch einmal als Muster gezeichnet. Hier ist die zweite Hälfte B auf C zu übertragen, und umgekehrt muß die Hälfte A auf die C gegenüberliegende Seite übertragen werden. Das Beizen hat sich nach den Möbeln zu richten, zu denen das Konsolebrett passen soll. Wir nehmen den Anstrich von übermanganäurem Kali deshalb das erste Mal nicht zu dunkel, sondern verstärken ihn durch Wiederholung, damit das Brett eine kastanienbraune Farbe bekommt.

Fig. 5 ist als Malerei in Braun gedacht, sodas das Brett vollendet an eine sehr fein durchgeführte Brandmalerei erinnert. Die mit einer Feder und tiefschwarzer, dick angeriebener Aquarellfarbe (Lampenschwarz) gezeichnete Kontur ist

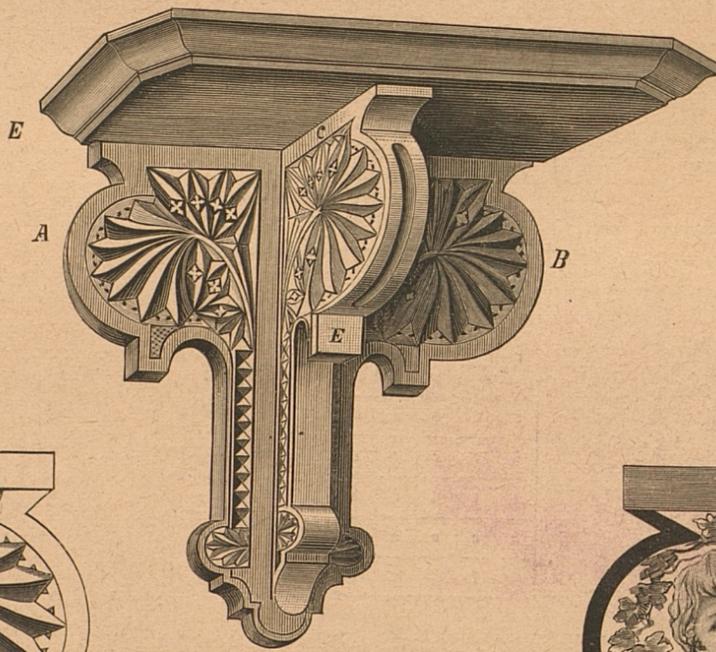


Fig. 3. Konsole. Schnitzarbeit.

so fein wie möglich zu zeichnen, damit sie sich nicht hervorbrängt. Als Farbe benutzen wir van Dykbraun, der Rand wird schwarz. Da die Seiten nicht übermäßig überladen sind, so können wir hier auch die Unterseite des Deckbrettes mit Holzadern bemalen. Wir tragen als Grundfarbe Dunkelocker, dem etwas Braun hinzuzufügen ist, auf, und malen dann die Adern braun, hier und da mit etwas Schwarz gemischt, ein. Das Profil E kann bei der geschnittenen, ebenso wie bei der gemalten Konsole mit schwarzem Lack bestrichen werden. Fig. 6 ist die vordere Stütze zu dem gemalten Brettchen; das Muster kann aber auch, wenn die Köpfe nicht gewünscht werden, als Rückwand gelten. Die Konsole ist in diesem Fall auch von Kindern ausführbar.

Das Konsolebrett, sowie die in weiteren Artikeln folgenden kleinen Holzarbeiten sind von der Firma Werner u. Schumann, Berlin C. 19, zu beziehen.

O. Hülcker.

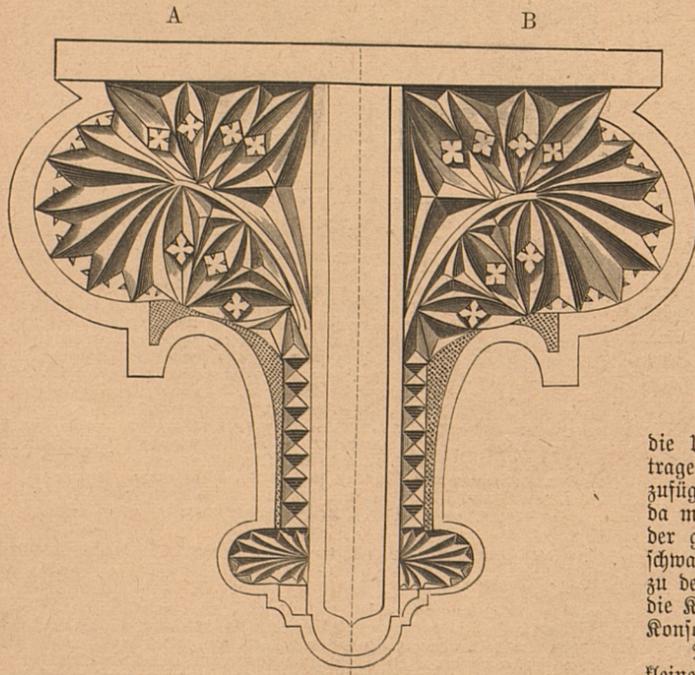


Fig. 4. Rückwand zur Konsole.

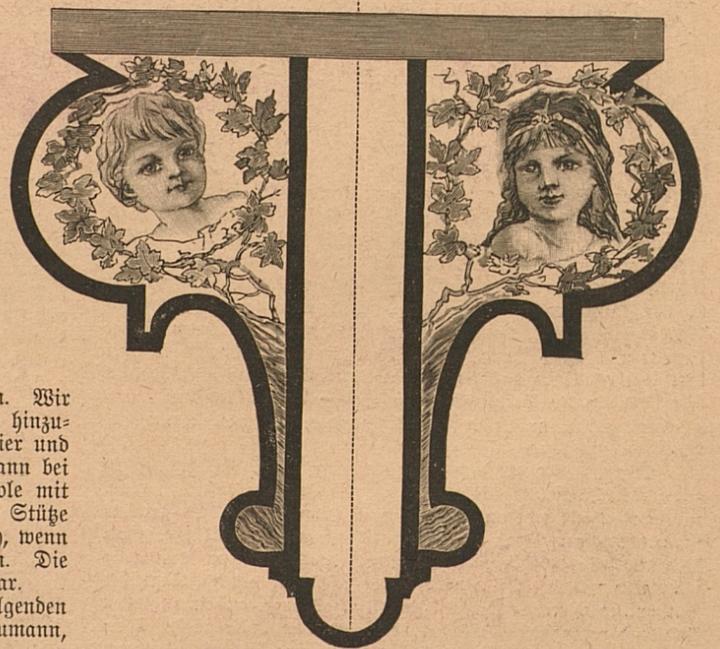


Fig. 5. Malvorlage zur Konsole.

Neue Bücher.

„Landlust.“ Roman von Marie Conrad-Ramlo. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Marie Conrad-Ramlo, die bekannte ausgezeichnete Naïve des Münchener Hoftheaters, tritt in ihrem neuesten Werk zum erstenmal mit einer größeren Erzählung vor das Publikum und beweist, das ihre Gestaltungskraft auch für eine größere Schöpfung mit entwickelter Handlung kräftig genug ist. Ein angenehmer idyllischer Hauch liegt über dem ganzen Buch, trotz der zum Teil recht unerquicklichen Verhältnisse, die es schildert.

„Rutschepeter.“ Roman von Robert Byr. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Der Roman ist nach der Heldin betitelt, welche lange Jahre als die Richtige der berühmten Sängerin Gaspari gilt, bei der sie lebt. Längst aber ahnt sie, das sie deren Tochter ist, und der Verlauf der Erzählung bestätigt ihre Vermutung. Geistvolle Unterhaltungen über die modernen Richtungen in der Malerei, über die soziale und geistige Bewegung, über die gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit, die in die Erzählung eingestreut sind, geben dem Leser nachhaltige Anregungen.

„Sechs neue Lieder“ von Arthur Sullivan. Leipzig, Bös-worth u. Co. — Eine Fülle reizvoller Melodien bietet der geniale Komponist des Mikado in dieser seiner neuesten Liedererschöpfung, die sich durch ihre Eigenart wohl bald in weitesten Kreisen Eingang und Freunde verschaffen dürfte.

Der „Rückblick“, „Entflohene Glück“, „Kommt er wieder?“ und „Der verflungene Ton“, letzteres besonders schön mit Harmoniumbegleitung, sind voll ergreifender Schwermut. Poesie durchzittert das „Schlase, mein Lieb“, und wirkungsvoll in ihrer lieblichen Einfachheit ist die träumerische Melodie: „Mein teures Herz“. Dem englischen Originaltext ist gleichzeitig der deutsche beigelegt.

„Biblische Bilder“ für Klavier von Karl Reinecke ist der Titel einer bei Jul. Geinr. Zimmermann in Leipzig erschienenen Ausgabe von 14 Klavierstücken, die sich auf 4 Hefte verteilen. Der bekannte Kapellmeister der Leipziger Gewandhauskonzerte und Altmeister des Klavierspiels bietet ersten Klavierspielern mit diesen Kompositionen eine reiche Quelle anregender Unterhaltung. Die einzelnen Stücke sind je nach ihrem Charakter von sehr verschiedener Schwierigkeit, sodas nicht allein wenig geübte, sondern auch weit vorgeschrittene Spieler eine angemessene Auswahl finden werden. In der musikalischen Illustration der alttestamentarischen Bilder, wie z. B. „Ruth und Boas“, „Hagar und Ismael in der Wüste“, „David mit der Harfe“ u. a. hat Reinecke die alten Kirchentönen mit vielem Geschick und Glück angewandt, während „Wanderung nach Bethlehlem“ und „Die Hochzeit zu Kana“ moderneren Klingen. Die Klavierkompositionen von Karl Reinecke dürften gerade im Hinblick auf das Weihnachtsfest die besondere Beachtung der Musikfreunde verdienen.



Fig. 6. Gemalte Stütze zur Konsole.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

➔ Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „November“. ➔